Liebe und Ehe

im deutschen Roman zu Rousseaus Zeiten

1747 bis 1774

Eine Studie zum achtzehnten Jahrhundert

von

Dr. Wilhelm Nowack

Bern
Verlag von A. Francke (vormals Schmid & Francke)
1906

Druck: Pansa'sche Buchdruckerei (H. Otto) Magdeburg

Meiner treuen Gefährtin

Elisabet

in dankbarer Verehrung.

Gustav Freytag sagt in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit":

„Es ist eine Eigenheit der modernen Bildung, dass die treibende geistige Kraft sich in der Mitte der Nation, zwischen der Masse und den erblich Privilegierten ausbreitet, nach beiden Seiten belebend und umformend; je mehr sich ein Kreis irdischer Interessen von dem gebildeten Bürgertum isoliert, desto weiter entfernt er sich von allem, was dem Leben Licht und Wärme und sicheren Halt verleiht. Wer in Deutschland eine Geschichte der Litteratur, Kunst, Philosophie und Wissenschaft schreibt, der behandelt in der Tat die Familiengeschichte des gebildeten Bürgertums."[1])

Der Gedanke ist in unserer Litteraturgeschichtsschreibung wol häufig vergessen worden. Diese Arbeit will den Versuch machen, einen Einblick in das Liebesleben jener Zeit zu geben, die durch Rousseau und Goethe ihr leidenschaftsreiches Gepräge erhielt.

Eine Schwierigkeit bei dem Beginn dieser Arbeit lag in der Begrenzung des reichen Materials. Auf Anregung des Herrn Prof. Dr. Kurt Breysig-Berlin, dem ich sowol für dieses Thema wie für manchen leitenden Ratschlag dankbar bin, sollte sich diese Untersuchung auf das Liebesproblem im deutschen Roman des 18. Jahrhunderts beschränken. Denn gerade der Roman gibt die Sitten einer Zeit durch seine breite Schilderung wieder. Der Roman hat von allen Arten der Poesie die meisten didaktischen Elemente. Und somit ist er gewissermassen das verbindende Glied zwischen dem wirklichen Leben und der stilisierenden Kunst. Dem Bedenken Steinhausens, dass Kunst und Dichtung dazu verleiten, allzuhäufig und

1) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 24. Aufl., Leipzig, 1902, IV, 317.

allzurasch aus ihnen zu schliessen, kann man für diese Zeitepoche entgegenhalten, dass die Litteratur der Jahrzehnte nach 1740 im Bürgertum ihre Wurzeln und Blüten hat. Daher sind diese Romane mehr denn je der Gefühlsausdruck der Zeit. Die „Empfindsamkeit" ist in diesem Fall der Gefühlsausdruck der Masse. Die Romane dieser Zeit sind häufig Beschreibungen und Erfahrungen eigenen Lebens.

Herr Professor Dr. Oskar Walzel-Bern hatte die dankenswerte Güte, mich bei der Vollendung der Arbeit zu unterstützen. Ihm verdanke ich den Hinweis auf eine Untersuchung der den Romanen zeitgenössischen Briefwechsel. Es ergab sich dabei eine so merkwürdige Parallele zwischen Wahrheit und Dichtung, dass ich es für sehr geeignet hielt, in einem besonderen Abschnitte etwas über das Liebesleben einiger Zeitgenossen mitzuteilen, um damit den Beweis zu erbringen, dass eine Berechtigung, aus diesen Romanen auf das Liebesleben der Zeit zu schliessen, vorhanden ist.

Wie schon im Anfang betont war, ist diese Arbeit als ein Versuch anzusehen, der weder auf Vollständigkeit in der Litteratur noch erschöpfendes Ausbeuten der Perspektiven auf den gegenwärtigen Stand des Problemes Anspruch erhebt.

Der politischen Entwicklung eines Staates parallel vollzieht sich die der geistigen Kultur. Die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bedeutet politisch den Sieg des Bürgertums. Dichtung und Malerei bringen in den vierziger Jahren noch den wogenden Kampf zwischen Aristokratie und Bürgertum zum Ausdruck. Die deutsche Litteratur steht völlig unter englischem und französischem Einfluss.

Der Einfluss Englands sowol auf Frankreich wie auf Deutschland war sehr breit. Die Entwicklung des englischen Bürgertums war fast zu allen Zeiten eine ruhige Bewegung. Und folglich auch die Gestaltung des sittlichen Lebens. Ein heftiger Umschwung wurde durch die englische Revolution heraufgeführt, die ein ungezügeltes Leben des gesamten Volkes im Gefolge hatte. Die

natürliche Reaktion war die Zeitepoche, die auf erzieherischem Wege die verrohte Volksseele veredeln wollte.

An der Spitze dieser Bewegung steht die englische Moralphilosophie. Ihr Haupt wiederum ist Shaftesbury, dessen ethische Untersuchungen nicht nur auf die französische und deutsche Aufklärungsphilosophie, sondern auf die französische und deutsche Litteratur überhaupt den einschneidendsten Einfluss ausübte. Deshalb soll hier ein kurzer Überblick über Shaftesburys Moralphilosophie gegeben werden.[1])

Von dem Gedanken der Weltharmonie ausgehend schliesst der englische Philosoph aus ihr auf den Inhalt der Sittlichkeit. Das Sittliche ist das Harmonische. Zwischen den drei Affekten — natürliche Neigungen, selbstische Neigungen und unnatürliche Neigungen — muss das richtige Mass Statt haben. Das Sittliche ist der menschlichen Natur gegeben. Die Tugend des vernünftigen Menschen hat nicht nur Triebe, sondern sie reflektiert über diese und macht seine Neigungen zum Gegenstand einer reflektierenden Neigung. Die sittliche Unterscheidungsgabe, menschliche Handlungen zu billigen oder zu missbilligen, ist dem Menschen angeboren. Diese Gabe der Natur vermögen wir durch Übung zu einem vollendeten moralischen Geschmack zu entwickeln. So kann die Vernunft Herrin über unsere Leidenschaften werden. Wir werden zu Tugendvirtuosen. Durch die Harmonie unsrer Triebe gelangen wir zur Glückseligkeit. Freilich müssen wir, obwol das Sittliche mit dem Natürlichen eng verwandt ist, der Natur gewissen Zwang auferlegen, um zu der vollkommenen Sittlichkeit zu gelangen. Deshalb ist der sittlich Vollkommene ein Kunstgeschöpf.[2])

Shaftesburys Lehren fanden in Frankreich günstigen Boden. Voltaire unternahm es, den englischen Moralisten ebenso wie Locke und Newton zu popularisieren. Der französische Aufklärungsphilosoph wich nur insofern von der Philosophie Shaftesburys ab, als er den Tugendbe-

1) Die Darstellung erfolgt an Hand von Jodl's Geschichte der neueren Ethik. Stuttgart, 1882, 1889.

2) Jodl, Geschichte der neueren Ethik I, 169 ff. Falkenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 173 ff. 4. Aufl. 1902.

griff nicht nur einzelnen Individuen für angeboren, sondern für überall gleich hielt und zwar deshalb, da auch die menschliche Natur und ihre Entwickelung überall gleich sei.[1])

Rousseau gibt noch eine Steigerung der Shaftesburyschen Lehren. Bekämpfte dieser die Auffassung, dass der Naturzustand nur ein Kampf entzweiter Selbstsucht war, so gab Rousseau davon ein idyllisches Bild des einträchtigen Glücks. Für Rousseau ist die menschliche Natur von Ursprung an vortrefflich. Das Sittliche ist das Ursprüngliche der unverdorbenen Menschheit und nicht ein Erfolg planvoller Reflexion. Deshalb fordert er Rückkehr zur Natur.[2])

Von den Philosophen der deutschen Aufklärung wurde merkwürdigerweise weniger Shaftesbury als der schottischen Schule Interesse gewidmet. Aber der Einfluss Shaftesburys auf die ethischen Neuerungen ging in Deutschland nicht verloren, denn Wieland trat immer wieder für die Lehren des englischen Moralisten ein.

Wie die englische Philosophie, so wurde auch die englische Litteratur für Frankreich und Deutschland vorbildlich. Auch die zu Ende des 17. Jahrhunderts einsetzende englische Litteratur wollte durch moralisieren auf das Volk einwirken. Gleichzeitig wurde damit auf den Familienroman hingewiesen. Den Beginn dieser litterarischen Strömung bezeichnen die moralischen Wochenschriften: The Tatler 1709, Spectator 1711 usw. Eine Weiterentwicklung bedeuten die Romane Richardsons.

Ein fast noch deutlicheres Bild gibt die bildende Kunst. Malerei und Skulptur ergreifen das Thema politischer oder sozialer Kämpfe meist erst dann, wenn diese auf der Höhe entschieden sind. In England reift im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts zu selbständiger nationaler Art die satirische Malerei. Unter dem Einfluss der moralisierenden Litteratur steht Hogarth[3]) mit seinen Bilderpredigten; „Lebenslauf einer Dirne", „Das Leben

1) Jodl, I, 313 ff. Hettner, Litteraturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts II, 203 ff. 5. Aufl. 1894.

2) Jodl, I, 314 ff. Hettner II, 432 ff. Falkenberg 225 ff.

3) J. Jessen, William Hogarth. (Slg. „Die Kunst" herausgegeben von R. Muther.) S. 24.

eines Wüstlings", „Mariage à la mode" usw. In letzterem Sittengemälde wollte er die Ehezustände des Adels geisseln. Jessen nennt es ein „Menetekel gegen die Gewissenlosigkeit der Upper tenthousand" und macht darauf aufmerksam, dass der Engländer auch mit der Namengebung der Handelnden in diesem Bildercyklus von der Moralisierungssucht abhängig ist. Als Orchester aufgefasst, wären in dem Bilde Pauke und Trommel gebraucht, um auf das wenig feinfühlige Publikum zu wirken. Mit der Kontrastfigur der Sara Young sei einmal die Flöte verwandt und damit der Zeit der Zoll gezahlt, die aus der parteikritischen Stimmung der Pope-Ära in die Herzensverzärtelung Richardsons hinüberglitt.

In Frankreich fand eine später einsetzende, aber schnellere und erregtere Entwicklung statt. Auf das Zeitalter Ludwig XIV. folgte die Regentschaft des Herzogs Philipp von Orléans. Auf steife Verkehrsformen im höfischen Leben folgte absichtliche négligeance. Die Regierungsjahre des Regenten brachten den Verfall des Adels und zugleich die Geburt des tiers état.

In der Litteratur dieser Zeit laufen lange Zeit die Reihen der Schriftsteller, welche das Leben der schamlosen Aristokratie verherrlichen, neben denen, die das emporstrebende Bürgertum schildern. Neben Abbé Prévost, Crébillon und Gresset stehen Marivaux, Destouches, Nivelle de la Chaussée.

Prévost ist der Vermittler zwischen der englischen und französischen Litteratur. Er als Erster übersetzt Richardson.

Bereits in Marivaux's Roman „La vie de Mariane" wird der Sieg der standhaften Tugend gefeiert. Und damit ist in Frankreich der leicht von Richardson zu befruchtende Keim gegeben.

Den Schritt aus der höfischen Welt in die bürgerliche, volkstümliche hatte schon Lesage mit seinem „Gil Blas de Santillane" gewagt.

In der französischen bildenden Kunst dasselbe Bild! Auf Barock folgt Rokoko. Doch gleichzeitig wurde das realistisch-bürgerliche genre von Chardin und Greuze be-

gründet, das im Gegensatz zur phantastischen, sinnlich-zierlichen Rokokomalerei Sittenbilder aus dem Bürgertum mit moralisierenden Tendenzen, dem bürgerlichen Rührstück entsprechend, malte.

All diese Gegensätze bildeten die Grundlage für ein Erblühen der Aufklärung. Aus dem Kampfe gegen den durch Voltaire übernommenen Deismus und gegen Diderots Materialismus rang sich Rousseau zum Idealismus herauf. Seine Blüten waren aus der hohen Treibhaustemperatur des von Gegensätzen aller Art durchwühlten Frankreich erwachsen. Dieses gegensätzliche Frankreich schenkte dem Genfer Philosophen das von erster, wahrer Leidenschaft zerrissene Herz, schenkte ihm die Schöpfergabe zu einem neuen, der Rätsel vollen Erwachen der Seele.

Richardson und Rousseau hatten auf die Litteratur, auf das Seelenleben Deutschlands den denkbar nachhaltigsten Einfluss. In die tugendhaft gezogenen Herzen konnte Rousseau die Flamme zur Poesie des Lebens, zum leuchtenden Leben werfen: die lodernde Fackel verzehrender und wieder unsagbar erquickender Liebe des Mannes zur Frau!

I. TEIL.

Entwicklung von Liebe und Ehe.

Capitel I.

Minnesang, Renaissance, Luther; die Romantik als Erbe des Aufklärungzeitalters; das XIX. und XX. Jahrhundert.

Wie sich eine Geschichte der Entwicklung der Sitten nachweisen lässt, so gibt es auch eine Entwicklung der Liebe. Ihre Geschichte ist noch nicht geschrieben, doch fehlt es an Bemühungen, einzelne Zeitepochen darauf hin zu erforschen, nicht. Wie in der politischen und socialen Geschichte das ruhige Strombett durch Stromschnellen jäh unterbrochen wird, um nun die Fluten in schnellerer Art dem Meere zuzuführen, so werden sich solche ebenfalls in der Entwicklunggeschichte der Liebe finden.

Um eine solche Entwicklungstufe handelt es sich um 1150. Kurt Breysig[1]) hat den Nachweis erbracht, dass um diese Zeit die Entstehung der Liebe festzusetzen ist. Hier ist der Ansatz zu modernen Sitten, zur modernen Liebe. Das Verhältnis des Mannes zur Frau erfährt eine tiefgreifende Veränderung. Die Liebe wird bewusst. Jetzt tritt die Frau aus der Zurückgezogenheit des Frauengemachs hervor in den Vordergrund des äusseren Lebens. Auch einen Liebesphilosophen weist dieses junge Zeitalter bereits auf. Kaplan Andreas hat einen „Tractatus amoris et de amoris remedio“ auf Veranlassung der Gräfin Marie von Champagne geschrieben. Eine ausführliche Analyse gibt Breysig von diesem Werke.

Danach verkündet Andreas drei Entstehungformen der Liebe: durch Anmut des Leibes, durch Reinheit der Sitten und durch Beredtheit der Zunge. Dagegen lehnt

1) K. Breysig, Die Entstehung der Liebe. Zukunft, XI, 27.

der päpstliche Kaplan Reichtum und leichtes Zugeständnis des erwünschten Besitzes als weitere Entstehungformen ab. Was Andreas von seinen Nachfolgern im 18. Jahrhundert jedoch wesentlich unterscheidet, ist das Freisein vom Ton eines Moralpredigers. Weise nennt er die Wahl, wenn der Mann durch die Sitten der Frau angezogen wird. Keinen Anstoss nimmt der Geistliche daran, dass die Leidenschaft nicht zur Ehe führt oder selbst verboten ist, da die Liebe des Mannes fast stets der verheirateten Frau gilt. Das Liebesziel ist ihm noch der sinnliche Genuss.

Die Frage, was eine Frau zu tun habe, der fälschlich der Tod des Gemahls gemeldet ist und die sich daraufhin einem anderen vermählt hat, erörtert bereits Andreas. Das Problem werden wir in Gellerts Roman „Die schwedische Gräfin von G**“ wiederfinden. Der Kaplan weiss von Mitteln zu berichten, um die Leidenschaft zu erhalten. Schön und männlich soll der Mann in dem Verkehr mit der Frau sich geberden. Das Liebesverhältnis muss vor Allem vor den Augen der Welt geheim bleiben. Die Frau ist die überlegene, nicht die Geliebte, sondern die Mitliebende, coamans. Sie ist die Herrin, der Mann der willig Dienende.

Breysig hält für die unverkennbare Eigentümlichkeit dieser Liebe „ihre heisse Sinnlichkeit und ihren Gegensatz zu allen überlieferten Sittengesetzen. Sie war unsittlich nach der bestehenden — und zwar nicht nur von der Kirche verkündeten — Sittlichkeit und sie wusste, was damit zwar sich durchaus nicht deckt, wol aber eng zusammenhängt, weitmehr von den Freuden des Leibes als des Herzens.“

Wenn es sich scheinbar hier nur um gesteigerte Sinnlichkeit handele, so wäre diese Entwicklung doch richtig, weil das zwölfte Jahrhundert „eine neue Bewusstheit menschlichen Geniessens steigerte, und diese Bewusstheit war von der sinnlichen oder unsinnlichen Richtung der neuerkannten Leidenschaft ganz unabhängig.“ Diese Zeit hatte die derbe Sinnlichkeit von den Vorgängern ererbt. Auf diesem Erbe sei die bewusste, dem Herzen näher

verwandte Liebe erblüht. Das liessen die Gestalten treuer Liebenden in Chrestiens Sängen und das Schmachten manches Troubadours um die Huld einer Herzensdame erkennen.

Die provenzalische Lyrik war das Vorbild für die deutsche, englische und italienische. Wie weit auch das Gefühlsleben von den Franzosen aufgenommen wurde, weiss ich nicht. Aber ohne die Vorstufe der Provenzalen wäre vielleicht die schnelle Ausbildung der Frau zur Persönlichkeit in der italienischen Renaissance nicht möglich gewesen. Nicht zu verkennen ist jedoch, dass die Hauptströmung auch hier in der Entwicklung der Frau durch das allgemeine Zeitideal der humanistischen Bildung vornehmlich vertreten war.

J. Burckhardt[1]) hat die Stellung der Frau in der Renaissance erforscht. Es soll hier der Versuch gemacht werden, diese Ausführungen, soweit das Thema es erlaubt, kurz wiederzugeben:

Die Bildung der Frau in den höchsten Ständen ist wesentlich dieselbe wie beim Manne. Litterarischer und philologischer Unterricht wird ohne Bedenken Töchtern und Söhnen gleichmässig zu teil. Charakterisiert ist die Stellung der Renaissancefrau durch den Grundsatz: „Die florentinischen Frauen bemühen sich durch eigene Kraft im Reden und Tun Fortschritte zu machen, damit sie nicht von Männern getäuscht werden können".

Die Frau will dem Mann imponieren, seine Willkür in Schranken halten. Wie der Mann, strebt die Frau nach vollendeter Persönlichkeit. Es ist keine Emanzipation, da es eine Selbstverständlichkeit ist.

Der grösste Ruhm der Renaissanceitalienerin ist, männlichen Geist, männliches Gemüt zu haben. In der Gesellschaft herrscht neben den gemessensten Weltformen etwas, was unserm Jahrhundert wie Schamlosigkeit vorkommt, da wir das Gegengewicht die mächtige Persönlichkeit der dominierenden Frau des damaligen Italiens vergessen.

---

1) J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance, 8. Auflage, Leipzig 1902, II, 112—119, 161—168.

Die Ehe und ihr Recht wird bewusst mit Füssen getreten. Es ist Grundsatz, Ehen seien nur auf bestimmte Zeit zu schliessen und nur solange die Frau dem Manne gefalle. Man will nach Willkür leben, ohne auf die Familie zu verzichten.

Über die Liebesmoral ist die Ansicht geteilt. Novellisten und Komödiendichter sehen in der Liebe nur den Genuss. Dagegen findet sich auch das Bestreben, die Liebe zu veredeln und zu vertiefen, die Leidenschaft zu vergeistigen. Es steckt hierin ein Anlehnen an die Antike, die Idee von einer ursprünglichen Einheit der Seelen im göttlichen Wesen.

Die individuelle Italienerin unterscheidet sich von der deutschen Frau zu dieser Zeit dadurch, dass sie erst nach der Verheiratung sich entwickeln kann. Deshalb wird die Untreue nicht sonderlich schwer genommen. Wird die Gattin von ihrem Mann betrogen, so empfindet sie weit mehr den Hohn und die Überlistung als den Schmerz. Sie übt Rache. Versöhnung kann eintreten, wenn die Kränkung geheim geblieben ist. Der Ehebruch wird erst tragisch, wenn dritte Personen davon erfahren. Man nimmt Gegenrache, weniger aus sittlichem Gefühl als von dem Wunsche beseelt, diesen dritten Personen den Spott zu verleiden.

Vergeistigte Liebe finden wir dort, wo ein vollkommener Mann von einem durch die Ehe ausgebildeten weiblichen Wesen angezogen wird. Sie beklagt die Unrechtmässigkeit der Verbindung. Das Bewusstsein ihres Unglücks erhebt sie zu einer Vergeistigung der Liebe, welche sich an die platonische Seelenlehre anlehnt.

Burckhardt stellt fest, dass das Land der stärksten Wüstlinge und der grössten Spötter diese Gattung von Liebe und diese Weiber respektierten; Grösseres lasse sich nicht zu ihren Gunsten sagen.

Hier ist eine weitere Stufe in der Entwickelung der Liebe wol anzunehmen. Sind die Werke der Dichter des zwölften Jahrhunderts voll von Klagen nach einer unerreichbaren Frau, so ist doch das sinnliche Element ihrer Liebe das stärkste. Hier in der Renaissance scheint schon

in einigen Herzen die Differenziertheit erreicht zu sein, die wir modernen Menschen erstreben.

Gegen diese machtvollen Persönlichkeiten der Renaissance bedeutet Luther in Hinsicht auf das Liebesleben einen Rückschritt. Luther vertritt den Standpunkt des Natürlichen in der Ehe. Ellen Key nennt das Luthertum in Bezug auf die Ehe die Halbheit, die Brücke zwischen zwei folgerichtigen Weltanschauungen, der katholisch-christlichen und der individualistisch-monistischen. Eine Ehe, die ohne irdische Liebe geschlossen wird, ist Luther lieber, denn sie beeinträchtigt nicht die Liebe zu Gott. Sein Sittlichkeitsbegriff ist in Unsittlichkeit ausgeartet. Luther vermochte es nicht, den Glauben der Antike an die Göttlichkeit des Menschlichen aufzunehmen.

Eine neue Bewegung in dem Problem der Liebe setzt im achtzehnten Jahrhundert ein. Ich glaube im Folgenden nachgewiesen zu haben, dass durch Rousseau Goethe zum Entdecker der modernen Liebe wurde. Wie im Mittelalter ist die Wurzel dieses Blüten tragenden Baumes in dem Betonen des Sinnlichen zu suchen. Die Aufklärung versteht das Recht auf Sinnlichkeit, aber ist nicht bemüht, das Herz zu veredeln, die Sinne zu verfeinern. Wie im Mittelalter und in der Renaissance sind die edlen Männer von unglücklicher Liebe erfasst. Sie lieben eine Frau, die ihnen für ewig unerreichbar ist, denn sie ist an einen anderen, zu ihr weniger passenden Mann verheiratet. Erst Werther versucht seine Liebe zu vergeistigen. St. Preux und Julie stehen noch auf dem Standpunkt des Mittelalters, das Liebe und Ehe auch zu trennen vermochte. Goethes Seele ist viel verfeinerter als die Rousseaus. Schon in der „Stella“ beabsichtigt er anfangs den Konflikt im Sinne des zwanzigsten Jahrhunderts zu lösen, dass die Frau dem Manne entsagt und dennoch den freundschaftlichen Verkehr mit dem ehemaligen Gatten innehält, obgleich er eine neue Ehe mit einer anderen Frau geschlossen hat.

Gschwind[1]) hält es charakteristisch für den schrankenlosen Subjektivismus der Genies, dass sie selbst Frauen-

1) Gschwind, Ethische Neuerungen der Frühromantik, Bern 1903, S. 54.

charaktere mit dem Sturm und Drang des eigenen Herzens erfüllen. Das Machtweib ist ein Prototyp der Sturm- und Drangperiode. Das gemeinsame Vorbild aller Machtfrauen der Dichtung der Zeit, welche die Männer in unbegrenztem Ehrgeiz, rücksichtsloser Entschlossenheit und masslosem Sinnengenuss überbieten, ist Adelheid im „Götz".

Mit vollem Recht verweist meiner Ansicht nach Gschwind darauf, dass die Romantik zur Zeit ihres Auftretens ein wenig nützliches Erbe antrat: „denn es zeigte sich auf dem Gebiete der sittlichen Anschauungen und Lebensführung eine recht bedenkliche Zersetzung und Kraftlosigkeit. Die träumerische und schwärmerische Empfindsamkeit des Aufklärungszeitalters hatte das Überhandnehmen eines allgemeinen sittlichen Schlendrians nicht hinzuhalten vermocht".

Der Sturm und Drang hatte von der Aufklärungslitteratur wol den geschärften Blick für die menschliche Seele gewonnen, aber noch nicht für die Bewertung der Frau als Persönlichkeit. Denn Rousseau, dem Pfadweiser des Sturm und Dranges, fehlte noch völlig das Bewusstsein von jener Achtung für die harmonische Schönheit der Frauenseele, wie sie erst Goethe errungen hat. Der Sinn für Leidenschaft ist geweckt, aber seine Voraussetzung, Vertiefung des Seelenlebens zwischen der Frau und dem Manne, welche erst das Recht zur Leidenschaft verleiht, haben die Kraftgenies nicht errungen. Sie verloren dagegen den Begriff von Pflicht, zu der der Mann sich verbunden fühlen muss, wenn er von einer Frau sein Recht gefordert und erhalten hat.

Mit Goethes „Stella" stehen wir an der Schwelle unserer Zeit. Das Problem der Liebe ist unendlich vertieft worden. Die Frau nimmt den stärksten Anteil an seiner Lösung. Mehr als je ist man vielleicht im Begriff den Boden der Wirklichkeit zu verlieren und damit mehr zu schaden als zu nützen.

August Bebel[1]) ist von diesem Fehler frei, doch ist nach meiner Ansicht die Frau, die Ehe ihm zu wenig

1) A. Bebel, Die Frau und der Sozialismus, 32. Aufl., Stuttgart 1901, S. 427 bis 435.

problematisch. Mit dem Aufheben des Eigentumrechtes ist für ihn alles geschehen. Dann ist die Frau von der Herrschaft des Mannes befreit. Die ursprüngliche Gleichheit kehrt wieder. Die Frau ist dem Manne völlig gleich, sozial und ökonomisch unabhängig. Ihre Liebeswahl ist ebenfalls frei. „Sie freit oder lässt sich freien und schliesst den Bund aus keiner anderen Rücksicht als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischentreten eines Funktionärs, wie die Ehe bis ins Mittelalter ein Privatvertrag war."

Die Ehe kann, ja muss gelöst werden, falls eine Abneigung zwischen den Gatten entsteht. Sonst ist sie unsittlich.

Die Frauenbewegung im Allgemeinen hat ungefähr dasselbe Endziel im Auge. Ihr ist hauptsächlich zu tun, der Frau ihre Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen, d. h. „die Lage der Frau in ihren wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen in Einklang zu bringen mit dem Selbstbewusstsein der vollgiltigen sittlichen Persönlichkeit, das den eigentlichen Inhalt der Menschenwürde ausmacht". Helene Lange[1]) sieht hierin den Schritt über Rousseau hinaus, in dessen Staatsbau das Verhältnis der Geschlechter in die Formel gebracht sei: „La femme est faite spécialement pour plaire à l'homme".

Diese Frauenbewegung ist eine Gegnerin der aesthetisch-individualistischen Richtung, die durch Ellen Key vertreten ist. Das Interesse der Gesamtheit stehe hier dem individuellen Sichausleben gegenüber; über dem Schrei nach dem Kinde vergässe man das Kind selbst und seine Entwicklungmöglichkeiten.

Ich vermag es nicht einzusehen, weshalb Helene Lange diesem individualistischen Prinzip die Lebensberechtigung abzusprechen geneigt ist. Muss nicht im Gegenteil das Auftreten einer so geistvollen Persönlichkeit wie Ellen Key als ein grosses Glück angesehen werden?

Ist Ellen Key nicht in gewissem Sinne die Voraussetzung einer glücklich vorwärtsdringenden Frauenbewegung? Diese redet so viel von dem Recht der Frau

1) H. Lange, Das Endziel der Frauenbewegung, Berlin 1904.

als Persönlichkeit und vergisst vielleicht zu leicht im heftigen Streit um die soziale Gleichberechtigung das Ausbilden der Frau zur Persönlichkeit. Zum mindesten ist die individualistische Richtung eine unbedingt erforderliche Ergänzung zu jener anderen. Es ist nicht richtig, wenn man die Bestrebungen Ellen Keys als ein Proklamieren des Vorrechtes des Instinkts bei der Frau, den man beim Manne bekämpft habe, hinstellt. Ihr Ziel ist ein weit anderes. Die Frau soll die Führung in der Entwicklung der Liebe übernehmen. Denn die Frau liebt besser und vermag dadurch die Leidenschaft des Mannes allmählich zu vermenschlichen. Dazu erfordert es eine Entwicklung der Frau, um ihre Aufgabe lösen zu können. Zu ihrer individuellen Mannigfaltigkeit müsse noch die sonnige Ruhe, die opferfreudige Hingabe älterer Zeiten hinzutreten. Die Frau will das Leben mit eigenen Augen sehen, nicht mit denen des Mannes wie in früheren Zeiten. Nach Ellen Key unterscheidet sich die moderne Frauenliebe von der älterer Zeiten auch durch die Unermesslichkeit der Forderung an ihre eigene Fülle und Vollkommenheit und an eine entsprechende Fülle und Vollkommenheit im Gefühl des Mannes. Aber der schwedischen Lebensphilosophin entgeht es nicht, dass die rege Zärtlichkeit, die würdige Anmut der geistig wol unbeachteten Mütter und Grossmütter vielleicht mancher modernen Frau entgangen ist, und dass sie nicht gelernt hat trotz feinster Gedanken über Liebe und Ehe mit ganzer Seele zu lieben.

Was ferner Ellen Key auszeichnet, ist das Verständnis für die Forderung des Mannes. Die „Frauenschmäher" verraten für sie die innersten Wünsche der Männer. Von ihnen könne die Frau am meisten über die Natur des Mannes lernen. Nietzsches harte Worte über die Frau seien aus seiner Sehnsucht nach einer solchen, die er lieben könnte, geboren. Wenn die moderne Frau das verstände, könne sie ihm verzeihen, „dass er nicht den ersten Pfeiler der Brücke sah, die zum Übermenschen führt: „Die stolze, starke Überzeugung des befreiten modernen Weibes, dass der Reichtum ihres Menschenwesens, dass ihr ganzer Persönlichkeitwert — und nicht nur die Macht der Hin-

gebung ihres Frauenwesens — die Voraussetzung für die Vervollkommnung der Liebe und der Mütterlichkeit ist". Kein Zeitgenosse habe grössere Worte von der Mutterschaft gesagt als er, der prophezeit, dass die Frau als Mutter die Welt erlösen wird, keiner habe die Bedeutung der Schönheit und Gesundheit der Ehe für die Steigerung des Menschengeschlechtes stärker betont. Aber keiner habe auch den neuen Willen des Weibes zu eben dieser Liebe weniger verstanden. Sie vergleicht Nietzsche in seiner Unempfindlichkeit für den Wert weiblicher Persönlichkeit auf dem Gebiete der Erotik mit Luther.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, den Frauenhasser Nietzsche mit dem die Frauenseelen tief verstehenden Michelet zusammenzustellen. Und weiterhin wäre es der Mühe lohnend, die Ansichten Ellen Keys über moderne Liebe und Ehe mit denen des Franzosen zu parallelisieren.

Seine feinsinnigen Beobachtungen sind deshalb so charakteristisch, da er das hohe Lied von der Frau anhebt, das den Männern noch so unbekannt war, zum Teil noch ist. Und doch werden sich grosse Unterschiede zwischen Michelets wolwollendster Beurteilung der Frau und den Anschauungen Ellen Keys wahrscheinlich ergeben. Aber bei ihm ist die Idee des Übermenschen bereits geboren. Wie bei Nietzsche bedeutet die Ehe für ihn die Vereinigung von einer Frau und einem Manne, der Beschluss freiwilliger Übereinkunft, in seelenvoller Stimmung eine Zukunft zu schaffen. Über Michelet weist aber Nietzsche noch hinaus. Denn für ihn ist „die Ehe, in ihrer höheren Auffassung gedacht, Seelenfreundschaft zweier Menschen verschiedenen Geschlechtes, also wie sie von der Zukunft erhofft wird, zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation geschlossen, — eine solche Ehe, welche das Sinnliche gleichsam nur als ein seltenes Mittel für einen grösseren Zweck gebraucht, bedarf wahrscheinlich, wie man besorgen muss, einer natürlichen Beihilfe, des Concubinats".

Das Umgekehrte würde damit in Zukunft von dem eintreten, was es zu Perikles Zeiten in Athen gab: „Die Männer, welche damals an ihren Eheweibern nicht viel

mehr als Concubinen hatten, wandten sich nebenbei zu den Aspasien".

Eine gute Ehe beruht auf dem Talent der Freundschaft. Deshalb würde der beste Freund wahrscheinlich die beste Gattin bekommen.

Der Wandel im Gefühlsleben, des Verhältnisses von Frau und Mann zu einander ist unverkennbar. Die Schwelle zu unserer Zeit ist das Zeitalter Rousseaus. Das Entstehen der Liebe ist auf das Engste verwandt mit dem Erwachen der Frau, mit dem Bewusstwerden ihres Persönlichkeitwertes. Noch fehlt Rousseau dieser neue Glaube an die Frau. Doch ihm gebührt der Ruhm, die Liebe des Herzens der Menschheit wieder näher gebracht, den gelehrten Ohren der Aufklärung verkündet zu haben. Sein Evangelium wurde von Goethe mit allem Herzensfasern aufgesogen und vertieft. Das zwanzigste Jahrhundert beginnt das köstliche Erbe zu einer neuen Geschichte der Menschheit, zu einer Weiterentwicklung der Geschichte der Liebe auszuschachten.

Capitel 2.

Die Jahre 1746—74 bedeuten eine Entwicklungstufe.

Werther ist der Anfang des steilen Weges, den das 20. Jahrhundert in seinen Höhenmenschen beschreitet. Mit dem Jahre 1774 ist, wie ausführlich im Folgenden behandelt wird — das Resultat sei voraus verkündet —, ein völliger Gefühlswandel eingetreten. Bedeutet noch Gellert und mit ihm Richardson, Hermes, Sophie von la Roche u. a. den Tiefstand nüchterner Verstandesmässigkeit, so ist der Werther ein Höhepunkt. Doch es soll nachgewiesen werden, dass es kein Sprung vom Gellertschen Roman bis zum Werther, sondern eine stetig wachsende Entwicklung ist. Und diese knüpft sich für mich an folgende Namen:

Gellert, Richardson — Sterne, Fielding, Wieland — Rousseau — Goethe.

Richardson, Gellert und ihre Nachtreter bilden die Unterstufe, die zeitlich bis zu dem Roman J. J. Engels,

„Herr Lorenz Stark“, was das Gefühlsleben betrifft, heraufreicht, obwol hier der Einfluss des Neuen im Liebesleben nicht zu verkennen ist. Aber noch „Herr Lorenz Stark“ enthält all die Nüchternheiten dieser ersten Stufe. Denn hier erfahren wir noch nicht, weshalb eigentlich Karl Stark von Leidenschaft zur Witwe Lyk gepackt ist. Aber dass einst Reichtum der Faktor war, den Karl Stark bei der Wahl einer Frau betonte, wissen wir, ebenso wie seine Vorliebe für die Art Frauen, welche „die neueste Modeerziehung ausgebrütet“ hatte. Herr Lorenz Stark war gegen die Heirat mit einer solchen Frau gewesen. Und der Sohn will keine Ehe ohne des Vaters Einwilligung schliessen. Es ist auch das echte Kennzeichen der Aufklärung in dem Roman vertreten: Liebe und Tugend soll der Sohn der Witwe für Reichtum und alles Vermögen anrechnen.

Wurzelnd in der vergangenen Zeit schreitet Wieland entschieden mächtig vorwärts. Statt des Verstandes spricht bei ihm fast stets das Herz. Er hat ein ziemlich hohes Verständnis für die Liebe und ihr Wachstum. Die ihm noch anhängenden Moralzöpfchen kennzeichnen ihn als Sohn seiner Zeit, der aber eine neue geschaffen hat.

Seine Voraussetzungen sind Sterne und Fielding, die beide für die Liebesheirat eintreten und Streiter gegen die Aufklärung sind.

Rousseau erweckt in den Herzen seines Jahrhunderts das Gefühl für das Recht auf Leidenschaft. Die „Nouvelle Héloise“ bedeutet den Sieg des Herzens über den Verstand. Doch noch ist das Gefühl für den Wert der Frau nicht neu geboren. Julie muss sich noch den Instinkttrieben des Mannes opfern.

Ohne St. Preux und Julie sind Werther und Lotte undenkbar, sie, die Seelenverwandtschaft verbindet, die das Liebesleben zur höchsten veredelten Blüte bringen. Goethe wagt es, an der Sittlichkeit der Zeit zu rütteln. Wol ist Rousseau ein mutiger Verfechter der Freiheit der Liebe, die unabhängig von Staat und Eltern sein soll. Aber erst in Goethe dämmert jenes Ahnen auf, dass auch die Gebote der Sitte dem Wandel der Zeit unterworfen

sind, dass sonst Sittlichkeit zur Unsittlichkeit werden muss. Erst Werther besitzt Verständnis für das Poetische in der Frauenseele. Freiwillig bleibt Lotte dem Gatten treu. Das bedeutet einen gewaltigen Unterschied von der Nouvelle Héloise, denn Julie bleibt gezwungen Wolmars Gattin. Und St. Preux fügt sich in sein Schicksal. — Werther muss sterben, denn er fühlt: ohne Lotte kann er nicht leben. Seine Liebe bedeutet sein Leben.

II. TEIL.

Die Entwicklung der Liebe in den Personen der Romane.

Capitel 1.

Das Liebesleben in der „Schwedischen Gräfin von G.“

Die Entwicklung und den Wandel des Liebeslebens innerhalb der Romane der Litteratur von 1746—1774 festzustellen, wird vielleicht dadurch erleichtert, dass von den wichtigsten Romanen dieser Zeitepoche zunächst einmal eine Einzeldarstellung gegeben wird, die zeigt, wie in ihnen die Liebe entwickelt wird.

In dem Gellertschen Roman „Die schwedische Gräfin von G**“ hat der Oberst von G. seine Geliebte wegen des Standesunterschiedes nicht heiraten können. Karoline hat ihn freigegeben, sodass der Graf mit einer aus Livland gebürtigen Dame von Stand sich verheiraten kann. Die Gräfin lernt durch Zufall die Geliebte des Gemahls und beider Kind kennen und — lieben. Die glückliche Ehe des gräflichen Paares wird durch einen wollüstigen Prinzen von S. getrübt, der durch ihr tugendhaftes Abweisen seiner Anträge erbittert wird und aus Rache den Grafen zur Verteidigung eines gefährlichen Passes sendet. Fälschlich berichtet man von seinem Tode. Die Gräfin ist viel umworben, doch alle Freier weist sie ab. Aber sie selbst macht Herrn R., dem früheren Reisebegleiter ihres Gemahls, einen Vorschlag zur Heirat. — Nach Jahren kommt der

totgeglaubte Graf zurück und findet die Gemahlin mit Herrn R. verheiratet; aus dieser Ehe ist ein Mädchen hervorgegangen. Es ist ihm angenehm, dass Herr R. sein Nachfolger geworden ist, der jetzt sofort heimlich entweichen will, um dem Grafen den alten Platz einzuräumen. Die erste Ehe der Gräfin wird von Neuem geschlossen. Herr R. muss auf ihre Bitten ebenso wie die Geliebte des Grafen mit ihnen zusammen in Amsterdam bleiben. — Diese alle siedeln vereint nach England über, wo der Graf stirbt und mit gütigem Wohlwollen dem Herrn R. von Neuem die zurückgelassene Gattin überlässt. Auch Herr R. verscheidet bald. Der gebesserte Prinz von S. wirbt von Neuem um die Hand der Gräfin.

Die zweite Liebesgeschichte spielt zwischen Carlson und Mariane. Verheiratet, erfahren sie durch Zufall, dass sie Geschwister sind. Die glückliche Ehe muss unter den heftigsten Seelenkämpfen gelöst werden. Auch Carlson wird in den Krieg gerufen, auch er durch seinen Freund Dormund der Gattin totgemeldet. Die beiden heiraten sich. Sterbend bekennt ihr neuer Gatte, Carlson vergiftet zu haben.

Und von noch einer Eheschliessung erhalten wir Kunde: Steeley heiratet die Witwe des Gouverneurs von Pohem, die zu dieser ersten Ehe gezwungen worden war.

Alle drei Eheschliessungen in diesem Romane haben das Eine gemeinsam, dass das Band der Liebe für Gellert absolut nichts problematisches an sich hat. Der Graf verlässt die Geliebte, nachdem er sie wie das Kind versorgt hat, ohne darüber irgend eine Regung in seiner Seele zu empfinden. Dem entspricht es durchaus, dass er, der totgeglaubt war und zurückkehrt, es angenehm empfindet, dass gerade sein früherer Reisebegleiter Herr R. der Gemahl der Gräfin geworden ist. Und wie diese von dem Herrn R., der des Grafen ältere Rechte achtet, an den ersten Gemahl einfach zurückgeliefert wird, so macht es umgekehrt in gleich hochherziger Weise der Graf bei seinem wirklichen Tode. Auch nicht ein Wort verrät etwas über den Zustand der Frau, die zwischen zwei Männern hin- und hergeschoben wird, denen beiden sie ihre Liebe ge-

schenkt hat. Für Gellert ist das selbstverständlich, dass der Graf in seinen früheren „Besitz“ gelangt.

In diese Psychologie passt es durchaus, wenn die Gräfin die frühere Geliebte ihres Gemahls zu sich ins Haus nimmt, der Graf bei seiner unvermuteten Rückkehr den nun verdrängten Herrn R. rücksichtsvoll zum Hausfreund macht.

Wie die Gräfin schnell hintereinander erst den Grafen, dann Herrn R., wieder den Grafen, fast wieder Herrn R., wenn er nicht gestorben wäre, wahrscheinlich aber noch den gebesserten Prinzen von S. geheiratet hat, so macht es auch die eben verwitwete Gouverneurswitwe, so auch Mariane mit Carlson und Dormund.

Es ist für Gellert in der Ordnung, dass der Graf die Geliebte nicht heiratet, weil sie nicht seines Standes ist.

Erich Schmidt[1]) charakterisiert diese Liebes- und Eheschilderungen mit dem Ausruf: „Wie naiv!“ und bezeichnet die Handlung als entschieden unmoralisch, von welchem Vorwurfe den Roman die moralisierenden Absätze nicht reinigen könnten.

Auch die leidenschaftliche Sinnlichkeit, die Richardson im Lord der „Pamela“, Sophie von la Roche im Lord Derby geisselt, fehlt bei Gellert völlig. Es fehlt überhaupt jeder Grund, weshalb die Ehen in dem Roman geschlossen werden. Die Liebeserklärung oder besser das Heiratsangebot ist derart nüchtern, dass man weder von sinnlicher noch von seelischer Liebe reden kann.

Alles das, was über diesen Roman gesagt ist, trifft auch auf die Werke Richardsons, Hermes' und aller von dem Engländer in dieser Weise stark beeinflussten Romanschriftsteller zu. Denn es liegt in ihrer Tendenz, moralisieren zu wollen,[2]) begründet. Die Ursache dieser Nüchternheit haben wir wol in der gewollten Reaktion gegen das zügellose Treiben des Adels zu suchen. Die Kraft zu moralisieren nahm die Kraft zu heftiger innerster Leidenschaft.

1) Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, Jena 1875. S. 29 ff.

2) Hermes, Sophiens Reise, spricht das deutlich in dem Vorwort an die Kunstrichter aus: ›Irgend einen rechtschaffenen Mann (ach, wenns möglich wär einen Mann, wie Gellert war) aufzuwecken‹.

Wir wundern uns nicht, dass ein Zusammenhang des Liebesempfindens mit dem Leben der Natur in diesen Romanen wenig zu finden ist (s. III, 1). Dagegen ist ziemlich allgemein die Ansicht vorherrschend, dass die Ehe vom Himmel geschaffen, die Geliebte dem Liebhaber von Gott bestimmt ist (s. III, 2).

Das Bestimmende für die Wahl einer Braut sind nützliche Erwägungen. Wie Rücksichten auf Stand und Vermögen eine grosse Rolle spielen, können wir fast in jedem Roman erfahren (s. II, 11). Die Verlobung des ältesten Sohnes des Landpredigers von Wakefield wird kurz vor der Trauung aufgehoben, weil der Vater sein Vermögen verliert. Weiter beeinflusst die Schönheit die Wahl einer Gefährtin wol. Doch ihr allein die Ausschlag gebende Kraft zu geben, soll verhütet werden.

Wirkliche Zuneigung und Liebe verbindet selten das Paar. Ja, die Autoren sind sich darüber nicht einmal einig, ob denn Liebe überhaupt unbedingt für die Ehe erforderlich ist. Richardson behauptet es, doch sind seine Liebespaare schlechte Beweise. Man erfährt doch von der Liebe zu wenig, als dass man daran glauben könnte. Das Gewöhnliche ist ein kurzes Sätzchen, wie etwa „Indessen wir liebten einander herzlich, und unsere Zärtlichkeit wuchs mit den Jahren“.

Man ist ein Feind starker Sinnlichkeit, die man in Männern wie Lord Derby in ihrer ganzen Lasterhaftigkeit vorführt, obwol das Bewusstsein vorhanden, dass die Sinne an der Liebe starken Anteil haben, und obwol man sich über die metaphysische Liebe sogar lustig macht. Doch es ist auch hervorzuheben, dass ein Streben, sich von der Herrschaft der Sinne zu befreien, wie spätere Zeiten sich bemühen, noch nicht verspürbar ist.

Wie wenig die Begierden gezügelt waren, geht daraus hervor, dass die Frauen ein Alleinsein mit dem Manne vor der Ehe ängstlich vermeiden. Die Männer wieder beschuldigen die Frau, dass sie absichtlich dem starken Geschlechte Begierden einflösse. Bei den Frauen dieser Romane vermag ich noch einen weiteren Grund herauszulesen, weshalb sie die Gesellschaft des Mannes nicht

suchen. Ich vermute, die Pamelas, Sophien, Marianen befürchteten stark, den Mann allzusehr zu langweilen. Es ist dafür charakteristisch, dass die schwedische Gräfin von einem vergnügten „Verstreichen" des Hochzeittages berichtet. Der Landprediger findet aus Erfahrung die Brautstandzeit am glücklichsten, während der am Morgen auf die Jagd geritten wird. „Die Stunden zwischen dem Frühstück und dem Mittagessen widmeten die Frauenzimmer dem Ankleiden und dem Lesen. Gewöhnlich lesen sie eine Seite und besehen sich darauf ein wenig im Spiegel, und selbst Philosophen dürften zugeben, dass das oft die schönste Seite war". Nach Tisch geben die Mädchen mit Hilfe des Musiklehrers ein „angenehmes Konzert". „Spazierengehen, Teetrinken, Tanz und Pfänderspiel verkürzten uns den Rest des Tages ohne Hilfe der Karten!" Der Stolz des Predigers, den Tag so abwechslungsreich verbracht zu haben, wie seine etwas spöttische Anmerkung über das Lesen der Frauenzimmer geben einen guten Einblick in das Leben jener Zeit, für die Anschauungen und für die Beurteilung der Frau.

Das Sehnen, mit der Geliebten allein zu sein, um in der Einsamkeit die Seelen zu vermählen, findet sich nicht. Wol beklagt sich die schwedische Gräfin über die Strafe, mit dem Geliebten in einer Gesellschaft Schach spielen zu müssen. Aber sie selbst, wie Pamela, fährt sofort nach der Trauung zu Freunden des Gatten, wo sie den ersten Tag „angenehm" verbringen.

Die Eltern machen für gewöhnlich die Verlobung. Jedenfalls ist ohne ihre Zustimmung eine solche undenkbar. Es ist eine Familienangelegenheit, weniger das Werk der Verlobten, wenn eine Ehe zu Stande kommt. Gustav Freytag[1]) redet von ihr als Geschäftssache, bei der das Angebot wie der Entschluss der Beteiligung kühl ist. In der Untersuchung über das Liebesleben der Zeitgenossen werden wir viele Belege finden. Das typische Beispiel in der Romanlitteratur für die Abhängigkeit der Liebenden von den Eltern sind Sternheim und Sophie. Dieser Unselbstständigkeit entspricht die Geschmacklosigkeit, der Geliebten vor vielen Angehörigen die Liebe zu gestehen (s. II, 12).

1) Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, IV, 149.

Der Eheschluss ist kein Ereignis für Richardson und Genossen, das weitere Berührung im Roman verdiente. Das Gemeinsame im Leben der Gatten ist, Kinder zu zeugen, „Sprösslinge der Mässigkeit". Durch das Aufziehen eines „hübschen Häufleins Kinder" nützt man der Welt. Der Prediger sieht das Vaterland als seinen Schuldner an, da er seine Kinder — wenn auch „nur" sechs! — ihm zum Geschenk gemacht hat. Im übrigen erfahren wir von dem Eheleben nur noch, dass beide Gatten sich in der Erziehung, Versorgung des Volkes nützlich machen.

Stirbt einer der Gatten, so ist es für den Zurückbleibenden ein Grund zur Betrübnis. Man geht in Kürze darüber hinweg, da man den Schmerz „nicht beschreiben kann". Wenn die Gräfin die Schuld des Nichtvermögens aber auf die Sprache abwälzt, so müssen wir dem doch widersprechen und es ihrem Herzen zuschreiben, das empfindungsarm, leidenschaftlos ist und ihr daher keine Worte sagt. Es ist daraus auch die schon erwähnte Selbstverständlichkeit zu erklären, mit der Gellert die Gräfin sich viermal verheiraten lässt. Der Gedanke, dass Liebe nur einmal möglich ist, ist ihm unbekannt. Herr R. kann seine eheliche Liebe zur Gräfin sofort, als ihr erster Gatte zurückkehrt, in „Ehrerbietung" umwandeln. Und der Graf fängt auf Herrn R's Verlangen die „zärtlichste Ehe wieder an mit der Zusicherung", dass nach seinem Tode wieder Herr R. und die Gräfin „sich lieben sollen".

Hieraus ist die Stellung der Frau klar ersichtlich. Sie wird dem Mann gegenüber von früh an zur Unterwürfigkeit erzogen. Sie wird mit demjenigen verbunden, den ihre Eltern erwählt haben. Verheiratet, übernimmt der Gatte das Recht der Eltern, die Herrschaft über die Unmündige.

Capitel 2.

Das Liebesleben in der „Nouvelle Héloise".

In Rousseaus „Nouvelle Héloise" ist St. Preux von leidenschaftlicher Liebe zu Julie, seiner Schülerin, gepackt. Er ist sich von vornherein bewusst, dass seine Liebe niemals auf Erfüllung rechnen darf, obgleich er fühlt, dass

Julie seine Neigung erwidert. Nach Geburt und Vermögen fühlt er sich nicht berechtigt, um Julies Hand zu werben. Er bittet die Geliebte, Sorge dafür zu tragen, dass er aus dem Hause verjagt werde. Doch sein Herz spricht anders als der Mund. Es fragt sich, ob es denn ein Verbrechen sei, „empfänglich für hohe Vorzüge zu sein, und zu lieben, was man ehren muss?“ Wol sei er von ihrer Schönheit geblendet, doch ihre Charaktereigenschaften seien für ihn von mächtigerem Reiz. Der sensitive St. Preux fühlt sich in einen wahnsinnartigen Zustand versetzt, wenn er auch nur ihrer Hand begegnet. Julie versucht durch künstliche Kälte St. Preux abzuschrecken. Doch seine versteckte Drohung, sich das Leben zu nehmen, bringt sie dazu, ihn zu bitten, nicht Hand an sich zu legen, wenn ihr Leben ihm lieb ist. Sie gesteht damit ihre Neigung ein. Vergeblich hat sie versucht, der unseligen Leidenschaft Halt zu gebieten. Jetzt bittet sie ihn, sie zu schützen, indem sie des Geliebten Tugend zur letzten Zufluchtstätte erwählt. Und St. Preux glaubt den Schutz versprechen zu können, denn er hofft, dass seine Gefühle desto edler werden, je mehr er von Liebe zu ihr durchdrungen wird. Trotz allen diesen Zusicherungen fühlt Julie sich unsicher. Sie bittet ihre Cousine Clara, an dem Unterrichte teilzunehmen. Denn ihr Lehrer ist doppelt gefährlich, da er nicht nur sehr befähigt, sondern auch tugendhaft sei. Bald fühlt St. Preux seine Kraftlosigkeit, das gegebene Versprechen zu halten. Noch einmal bittet er sie, ihn von sich zu stossen, wenn sie nicht auf sich rechnen könne. Da er zwei Monate seine Begierden bezwungen hat, glaubt er, sie sich verpflichtet zu haben. Julie beschwört den Liebhaber, sich von dem Rausche eitler Begierden zu befreien, die Reue und Herzeleid nur im Gefolge hätten. Die zwei Monate haben sie gelehrt, dass wol ihr allzu zärtliches Herz der Liebe bedarf, jedoch nicht die Sinne eines Liebhabers. St. Preux behält Recht. Vergebens ist die Besonnenheit Julies, die Stimme der Natur ist und bleibt die stärkere. Ein tödlicher Kuss peitscht ihre Leidenschaft zur Höhe. Auf Julies Bitten und auch — auf ihre Kosten wird er in die Walliser Alpen verbannt. Aber auch dort beruhigen sich seine

Sinne nicht. Julies plötzliche und schwere Erkrankung ruft ihn zurück. Ihre Liebe zu einander ist nur gesteigert. Machtlos ergeben sie sich ihr. Julie bereut es. Das heilige Feuer in ihrem Herzen sei gewichen. Statt des dauernden früheren Genusses ist jene wahnsinnige Glückseligkeit, „eher Wutanfälle als zärtliche Liebkosungen" getreten. Erst jetzt in der Erschöpfung lernt St. Preux die wahre Liebe erkennen in der Stunde seliger Herzensergiessungen. Das Kind, das ihre ertrotzte Verbindung heiligen soll, wird ihnen vom Himmel verweigert. —

Der Vater setzt seinen Willen durch und verheiratet die Tochter seinem Lebensretter Herrn von Wolmar. Es geschieht, was Julie schon lange zuvor an Clara geschrieben hatte: „Er betrachtet seine Tochter als eine Ware, eine Sklavin! Er entrichtet seine Schuld auf meine Kosten! Er bezahlt sein Leben mit dem meinigen." Endlich hat ihr Vater sie doch „verkauft". St. Preux ist tief unglücklich und denkt an Selbstmord, von dem ihn die Aufforderung Lord Bomstons zu einer Weltumsegelung abhält.

St. Preux tritt nach Jahren, von der Fahrt zurückgekehrt, in Beziehungen zu dem Ehepaar von Wolmar. Herr von Wolmar hat ihn eingeladen, er, den sie weniger Gefühlsmenschen als sich nennt, der auf ihre Gedanken nicht einzugehen im Stande und mit dem sie doch glücklich ist. St. Preux' Leidenschaft flackert ab und zu hell auf, um wieder zu erlöschen. Doch immer wieder droht die innige Liebe beide zu überwältigen. Da löst Julies Tod den harten Konflikt.

Eine innerliche Lösung vermag Rousseau nicht zu geben. Ungelöst bleibt die Frage bestehen: überwinden beide, St. Preux und Julie, ihre Leidenschaft? Und nicht deutlich ersichtlich scheint es zu sein, welche Stellung der Verfasser des Romans zu der Frage einnimmt, ob die Eltern ein Recht haben, bestimmend in eine Eheschliessung einzugreifen. Ich bin aber der Ansicht, dass Rousseau im Grunde doch für die Selbstbestimmung der Ehe eintrat. Für ihn ist das eheliche Band sowol das freieste wie das heiligste aller Bande. Ganz besonders in dem so galanten Frankreich würden die Frauen tyrannisiert, deren Rache

dann in ihrer Unsittlichkeit bestehe. Es fehlt ihm nur der Mut, endgiltig dafür einzutreten, dass die Ehe von den Eltern unabhängig gemacht werde. Deshalb lässt Rousseau Julie in ihrer Liebe schwankend werden zwischen St. Preux und den Eltern. Aber wir glauben es der Geliebten St. Preux' niemals, wenn sie zu der Ansicht gekommen sein will, die Liebe wäre zur Ehe keine notwendige Voraussetzung.

St. Preux fühlt, dass es für ihn nur eine Liebe giebt. Julies Anbieten, die verwitwete Frau Clara von Orbe zu heiraten, um dadurch ihre Liebe zu einander abzuwehren, lehnt St. Preux ab mit der Begründung, dass selbst dann, wenn Clara in seinen Augen noch vollkommener wäre als Julie, er der Freundin seiner Jugendgeliebten niemals ein Liebhaber sein könnte, da er einstmals Julies gewesen wäre.

Es ist interessant zu erfahren, welche Stellung Rousseau der Frage gegenüber einnahm, ob die Ehe eine Pflicht jedes Menschen gegenüber der Menschheit wäre. Lord Bomston erklärt, die Ehe sei für wahrhaft nützliche Menschen, für das Volk, eine Pflicht, denn sonst würde der Staat entvölkert. Er hält jedoch das Cölibat für die Leute von Stand erlaubt, da England eher an Ackerleuten als an Pairs Mangel leiden würde. Julie nennt das Cölibat einen der Natur widerstreitenden Zustand, der in der Regel eine offen zutage tretende oder geheime Unordnung mit sich führe. Rousseau gibt dazu die Anmerkung, dass es wol Leute geben möge, die enthaltsam wären, aber das Cölibat einer so zahlreichen Korporation wie der römisch-katholischen Kirche aufzuerlegen, heisse nicht sowol ihr verbieten, selbst Frauen zu haben, als sie darauf hinzuweisen, sich mit den Frauen anderer zu begnügen.

Bezeichnend für die Entwickelung der Liebe ist das Entstehen der Neignng St. Preux' zu Julie. Zuerst sind es nur die Sinne, die seine Begierden aufstacheln. Und wenn er von sich selbst glaubt, dass ihre inneren Vorzüge die äusseren an Wirkung auf sein Herz überträfen, so ist es ein Irrtum, denn die Liebe zu Julie ist noch völlig ohne Seele. Das beweisen seine fast an Cynismus grenzenden Worte im Brief an die Geliebte: Von Galanterie werde die Liebe nicht satt. — Erst die erschöpfte Sinnlichkeit lässt

in St. Preux' Herzen die echte Liebe aufkeimen. Es ist zu beachten, wie wenig sinnlich oder zum wenigsten, wie wenig begierig ihre Sinne nach der Liebe sind, die St. Preux von ihr ersehnt. Wenn sie sich trotzdem dem Geliebten hingibt, so ist es nicht in einem unüberlegten Augenblick, sondern in der wolüberlegten Absicht, den Schmachtenden zu belohnen.

Gemeinsam mit den Richardsonaden ist der Nouvelle Héloise das Entlehnen frommer Worte. Auch sie glauben sich vom Himmel für einander bestimmt, der ihnen aber den Segen zu ihrer ertrotzten Vereinigung versagt. Erich Schmidt[1]) weist bereits darauf hin, dass Rousseau in der zweiten Vorrede hervorhebt, die Leidenschaft auf ihrem Gipfel sähe ihren Gegenstand im Lichte der Vollkommenheit, die Überschwenglichkeit der Liebe borge die Sprache der Andacht, wie fromme Überschwenglichkeit die Sprache der Liebe. — Die auf Erden Getrennten hoffen im Himmel vereint zu werden.

Es ist nicht Zufall, dass Rousseaus Liebende auf dem Lande wohnen. Denn er hat ein starkes Gefühl für den Segen der Natur, welche die schlechten Begierden im Menschen ertötet. Er kennt die Wirkungen des Klimas auf die Liebe. Die Stadt verleiht den Menschen einen von ihrem ursprünglichen Wesen abweichenden Charakter. Es ist die Folge der Gesellschaft, der ungeeignetesten Zufluchtstätte für Liebende. Nicht verwunderlich ist es daher, wenn Rousseau, der die Menschheit zur Natur zurückrief, der Entdecker wahrhaft empfundener Liebe wurde. Es ist jedoch fast unmöglich, die Vertiefung der Liebe durch ihn den früheren Romanschriftstellern gegenüber festzulegen. Daran hindert die lange Entstehungzeit der „Nouvelle Héloise“ und die dadurch mögliche starke Einwirkung Richardsons auf den 2. Teil. Sicherlich neu im Gefühlsleben des 18. Jahrhunderts ist die leidenschaftliche Sinnlichkeit. Doch hat Rousseau wol wirklich die Herzensliebe empfunden, die Mann und Frau immer wieder vereinen soll? St. Preux schreibt der Geliebten, wenn die sinnliche Liebe erstorben ist, dann soll die unendliche Leere, le vide

1) Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe, S. 163.

immense, durch die Pflichten der Menschlichkeit erfüllt werden. Les devoirs de l'humanité sollen den Inhalt ihrer späten Ehe ausmachen, wenn das Alter die erste Glut abgekühlt hat.

Julies Ehe mit Herrn von Wolmar ist nicht nach Rousseaus Auffassung, Hier hören wir Richardson deutlich heraus. Der Rousseau, der den Herzen des 18. Jahrhunderts das Feuer wahrer Liebesglut zeigte, kündet sich in den Flammen an, die aus den liebeentzündeten Herzen Julies und St. Preux' hervorlodern. Sie, die nicht den Alltag achten, die die Notwendigkeit, dass nur sie für einander bestimmt sind, fühlen und der Stimme der Natur, des Herzens folgen.

Welch' Unterschied in den Beschreibungen der Geliebten bei Richardson, Gellert und Rousseau! Er entwirft seine Gemälde mit glühenden Farben, die ihm das persönliche Erlebnis, das noch soeben sein Herz gequält hat, in den Pinsel gegeben hat. Das von Liebe zerrissene Herz sucht sich durch diese plastischen Gemälde von der marternden Sehnsucht zu befreien. Wie Rousseau selbst die Dame seines Herzens nicht erreichen konnte, denn Mme. Houdetot's Herz gehört St. Lambert, genau so ergeht es St. Preux. Julie ist zwar zuerst frei, doch die Standesvorurteile des Vaters entreissen ihm die Geliebte. St. Preux ist Rousseau. Er selbst gesteht es[1]):

„Elle (Mme. Houdetot) vint; je la vis; j'étois ivre d'amour sans objet; cette ivresse fascina mes yeux; cet objet se fixa sur elle; je vis ma Julie en Madame d'Houdetot, et bientôt je ne vis plus que madame d'Houdetot, mais revêtue de toutes les perfections, dont je venois d'orner l'idole de mon coeur".

Der Edelmut Herrn von Wolmars, dem Geliebten seiner Gattin in seinem Hause Gastfreundschaft zu gewähren, erinnert an den schwedischen Grafen. Und wie Lord Seymour seine Einwilligung dazu giebt, dass Sophie, die er verehrt, auf die Probe gestellt wird, ob man sie zur Maitresse des Fürsten machen kann, so unterzieht auch Wolmar die Gattin harten Versuchungen. Allerdings

1) Rousseau, Confessions II, livre IX.

hat Wolmars grausames Spiel noch eher auf unser Verständnis Anspruch zu erheben, als das Seymours, der seine Einwilligung giebt, weil er sich „den Widerstand der Tugend als ein entzückendes Schauspiel“ vorstellt.

Capitel 3.

Das Liebesleben im „Agathon“.

Wielands Bildungsroman „Agathon“ enthält seine eigene Entwicklung. Er wendet sich gegen Richardson wie gegen die französischen Freigeister. Doch nicht allein Agathon, auch Danae hat eine Entwicklung in der Liebe. Ihre erste Liebe gilt Alcibiades; indes nicht auf wirkliche Sympathie, sondern auf blossen Geschmack, dem die Umstände die Gestalt der Liebe gaben, war sie gegründet. Immerhin hatte das Herz Anteil an diesem Irrtum. Denn Alcibiades, anfangs in seinem Charakter gebessert, verfällt nach der ersten Trunkenheit der glücklichen Liebe in seinen früheren Zustand zurück. Das Geistige seiner Liebe verraucht. Danae begnügt sich schwach genug mit dem, was für eine „Nemea“ ein würdiges Opfer sein konnte. — Dem Cyrus schenkt sie dann ihre Liebe, dem sie Hochachtung einzuflössen weiss. Nicht eher krönt sie seine Neigung zu ihm, als bis er ihr Herz gewonnen hat, da er des glorreichen Namens Cyrus von ihr würdig befunden wird. Durch die von Aspasia erlernte Ökonomie der Liebe wird sie ihm die unerschöpfliche Hilfe gegen Langeweile und Überdruss. Ja, er wird besser. Danae wird ihm, was Aspasia dem Perikles gewesen war. — Hippias konnte ihre Liebe nur geniessen, da er sie in einem schwachen Augenblick überraschte. Doch sein Sieg erstreckte sich nicht bis auf ihr Herz. —

Um Agathons Liebe wirbt sie. Es macht ihr Vergnügen, den der Liebe Unkundigen zu verführen. Und das gelingt ihr, indem sie seine Sinne durch die magische Kraft der Musik berauscht, sein ganzes Wesen in Begierden auflöst. Danae aber beginnt ihn wirklich zu lieben. Der verdrängte Hippias bringt Agathon dahin, sich in seiner

Meinung von ihrem Charakter und moralischem Werte betrogen zu sehen, und entflieht. Aber Danae ist durch ihre wahre Liebe zu Agathon gebessert worden, sie kehrt zur Tugend zurück.[1])

Der junge Agathon verliert sein Herz zum ersten Male an Psyche. Voll platonischer Schwärmerei glaubt er in ihr die Unschuld verkörpert zu sehen. In ihrer Gegenwart ist er von ihrem Werte gerührt, nicht durch Begierden beunruhigt. Unschuldige Liebkosungen tun der Tugend keinen Abbruch, der sie zugleich mit der Liebe ewige Treue geschworen haben. Die Priesterin Pythia zerstört das Glück der jungen Liebenden, da sie selbst nach der Liebe des schönen Agathon Begierden verspürt. Psyche wird unsichtbar gemacht. Agathon entflieht. Noch der ältere Agathon erwehrt sich bei der Erinnerung an diese glückliche Schwärmerei kaum des Wunsches, dass die Bezauberung ewig hätte dauern können.

Agathon wird der Hausgenosse Danaes. Hippias hat ihr von der Enthaltsamkeit des platonischen Jünglings erzählt, von der Unempfindlichkeit seiner Sinne weiblichen Reizen gegenüber. Darauf baut Danae ihren Plan auf. Seine Einbildungskraft will sie erhitzen. Wenn sie diese auf ihre Seite gebracht hat, glaubt sie alles gewonnen zu haben. Agathon fühlt sich in eine idealische Welt versetzt. Im Gegensatz zu der aufdringlichen Cyane, die durch ihr durchsichtiges Gewand dem Schwärmer so anstössig geworden war, verhüllt sich die schöne Danae fast zu viel.

1) Wie die lange Entstehungzeit der „Nouvelle Héloise" den moralisierenden Ton aufgedrückt hat, so ergeht es auch diesem Roman. J. W. Loebell (Die Entwicklung der deutschen Poesie, Braunschweig 1858, II, 163—70, 221—25, 315—19) hat die verschiedenen Entwicklungstufen des Romans festgestellt. Danach war es in der ersten Ausgabe vom Jahre 1766—67 noch unbestimmt geblieben, ob vielleicht die Ehe Agathon und Danae vereinen würde. Bereits in der zweiten Fassung (1773) legt Wieland der Danae das Geständnis ihrer Reue in den Mund. Sie entsagt Agathon, da sie sich seiner für unwürdig hält. Damit kehrt Wieland zu den Tugendprinzipien zurück. Die dritte Ausgabe mit dem seit der ersten angekündigten System des Archytas bringt den völligen Rückfall ins Moralisierende. Der tierische Teil des menschlichen Wesens müsse von dem geistigen regiert werden. Der rastlose Kampf zwischen Vernunft und Sinnlichkeit sei das einzige Mittel, der Verderbnis der Natur abzuhelfen. Mit Recht verwirft Loebell diesen Zusatz, der den Zusammenhang des Romans als Ganzes genommen zerstöre. Das System des Archytas müsse sich den platonischen Lehren nähern, die bis dahin von Wieland bekämpft waren. Denn das sittliche Handeln leide durch die Hingabe an die platonische Ideenlehre, sie verführe zur Schwärmerei, wie er an der Gestalt des Helden beweisen wollte.

Durch die Aufführung des Tanzes, der die Geschichte Apollos und Dafnis' darstellt, durch Musik werden seine Sinne erregt. Agathon gewinnt ihre Freundschaft und sehnt sich nach ihrer Liebe. Sie wird ihm in vollem Masse zu Teil. Denn Danae, die zum ersten Male sich wahrhaft geliebt fühlt und Agathon wieder liebt, versucht den Geliebten auf alle Weise glücklich zu machen. Aus dem spekulativen Platoniker ist ein praktischer Aristipp geworden. Hatte in seiner Liebe zu Psyche das Herz und der Geist mehr Anteil gehabt als die Sinne, hatte er in seinen Empfindungen für die Priesterin die Liebe kennen gelernt, die nach Fieldings Ausdruck derjenigen gleicht, die ein wolzubereitetes Rostbeef einem Menschen einflösst; so erfährt er jetzt die Vermischungen von beiden, die Liebe, die die Sinne, das Herz und den Geist zugleich bezaubert. Wieland nimmt die verführerische Danae in Schutz. Würde die Natur Psyche und Agathon nicht auch dorthin gebracht haben, wenn die Steigerung ihrer Leidenschaft nicht unterbrochen worden wäre? Agathon erfährt, dass Hippias von Danae einst ebenso begünstigt war, als er jetzt. Der Gedanke, nicht der Erste gewesen zu sein, dem sie ihre Liebe schenkte, der ihr Herz wahrhaftig gerührt habe, macht Danae in seinen Augen zur Buhlerin. Er schämt sich vor sich selbst und entflieht nach Syrakus, um dort Plato, der den durch ausschweifende Lebensart berüchtigten Dionys bekehrt haben sollte, aufzusuchen. Der Gedanke, moralische Lebenskraft wiederzugewinnen, hat ihn den Entschluss, sich von Danae loszureissen, ausführen lassen.

Da sieht Agathon Psyche und Danae wieder. Die Leidenschaft zu beiden ist nicht geschwunden. Von Psyche erfährt er, dass sie seine wiedergefundene Schwester ist. Auch Danae fühlt noch heftige Neigung zu Agathon. Beide sind jetzt andere geworden. Danaes Name soll nicht mehr genannt werden. Als Chariklea hat sie sich der Tugend geweiht (cf. Anm. zu Seite 30), der auch Agathon von nun an treu sein will. Er entsagt ihr, doch niemals wird er aufhören, sie zu lieben — aber zu lieben, wie er die Tugend liebt. Trotz des Schwures fühlt Agathon von

Neuem für Danae eine starke Neigung. Er muss sich abermals von ihr trennen. Nach Jahren kehrt er zurück und hat überall einsehen gelernt, dass wahre Aufklärung zu moralischer Besserung das Einzige ist, worauf sich die Hoffnung besserer Zeiten, besserer Menschen gründet.

Ein merkwürdiges Zwittergebilde ist dieser Roman Wielands. Einerseits ist er ganz modern zu nennen. Wieland ist der Begründer des psychologischen Romans in Deutschland. Blankenburg stellt ihn bereits über Hermes, der nur Erzählung der Begebenheiten gäbe, während Wieland kein einziges „Wie" in seiner „Musarion" oder seinem „Agathon" uns vorenthalten habe. Der Verfasser des Versuchs über den Roman vergleicht sogar die Schilderung des Entstehens von Agathons Liebe zu Danae und Grandisons zu Henriette in folgender, für Richardson ungünstiger Weise[1]): „Man findet in jener alle die Eigentümlichkeiten, alle die Besonderheiten, alle die kleinen Umstände in Danaes ganzer Situation und in ihrem ganzen Betragen — in ihrem ganzen Anzuge — in der Einrichtung ihres Hauses — in der Ausführung von Dafnens Rolle nach Agathons Ideen usw. von der einen Seite; und von der anderen in dem ganzen Charakter des Agathon, in seiner Art zu denken und zu empfinden, all' die Gründe anschauend, wie diese Liebe entstand, und warum die ehrlichen Leute sich lieben und sich lieben mussten. Wie wenig von all' diesen kleinen Umständen, die den eigentlichen Anlass zu Grandisons Liebe geben — oder vielmehr wie garnichts findet sich in der Richardson'schen Erzählung von der Entstehung ihrer Liebe. — — Grandison liebt Henriette — weil er sie liebt, und weil sie überhaupt ein liebenswürdiges Mädchen ist."

Blankenburgs Kritik von Wielands Romanen kann man heute noch rückhaltslos unterschreiben. Gegen Richardson und seine Nachtreter bedeutet Wieland entschieden einen Fortschritt in der Erkenntnis und Kultur des menschlichen Herzens. Stark beeinflusst ist er von Rousseau, dessen Ruf: „Rückkehr zur Natur" er in seinen „Beiträgen zur geheimen Geschichte des menschlichen

1) Blankenburg, Versuch über den Roman, Leipzig u. Liegnitz, 1774, S. 279 ff.

Herzens" näher behandelt hat. Es verrät den Spötter Wieland, wenn Danae, als sie Nebenabsichten gegen Agathon nicht im Schilde führt, eine Rasenbank im Schatten eines freien Baumes unter den „ehrwürdigen Augen der Natur als unstreitig schicklichsten Platz" auswählt. Wieland besitzt wol Empfinden für das verknüpfende Band zwischen Liebes- und Naturempfinden (s. III, 1), aber genau so, wie er oft seine Seelenforschungen ins Witzelnde, Spassige herüberzieht, so vermag er auch nicht, ernsthaft sein Empfinden über die Natur auszusprechen. Rousseau gegenüber verrät sich hierin sein einfältigeres Herz. Liebe und Natur sind ihm nicht im innersten Herzen verwachsen. Rousseaus Schilderungen werden auf ihn von grossem Einfluss gewesen sein, und er fühlt sich verpflichtet, es dem Franzosen hierin nachzutun. Klingt es nicht wirklich wunderlich, wenn Agathon berichtet, dass Danae seit Wochen eine ganz neue Empfindlichkeit für das Schöne in der Natur beweise und er selbst, von der Geliebten fern, die Umgebung in anderer Gestalt zu sehen glaubt, ohne den reizenden Firniss, womit sie der Geist der Liebe überzogen hatte? Aber immer betont Wieland, dass bei keiner Handlung die Scene gleichgültig sei.

Die Musik gebraucht Wieland nur, um seinen Helden in sinnliche Aufregung zu bringen (s. III, 3).

Die Beschreibung der Geliebten ist durchaus persönlich (s. II. 9). Und hierin liegt ein weiterer Fortschritt. Seine Gestalten sind nicht Typen, Schablonen, sondern wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. In demselben Masse wie Richardson, Gellert usw. ihre ganze Verstandeskraft darauf verwenden, um ihren Helden soviele Tugendmäntelchen wie möglich umzuhängen, genau so eifrig lassen Wieland und auch vor allem Thümmel ihren Geist sprudeln, um alle nur möglichen Augenblicke zu erfassen, die das Sinnliche verraten. Und doch besteht ein Unterschied von Rousseaus sinnlichen Beschreibungen, denen man anmerkt, dass wirkliche Leidenschaft, die das Blut durch die Adern jagt, uns mit glühenden Farben die Gemälde entwirft. Dagegen klingt Wielands Beschreibung von der Geliebten nüchtern. Wie oft versagt Wielands

Feder und er muss die Ausführung eines Augenblickbildes dem Pinsel eines Correggio oder anderer überlassen.

Im richtigen Sinne Problem ist bei ihm die Liebe eigentlich auch nicht. Wol bin ich der Ansicht, dass all die vielen Moralzöpfchen nur ein Zugeständnis an die Zeit sind. Aber die Liebe zwischen dem Manne und der Frau fasst er noch nicht als den Brunhildenkampf auf, wo der Stärkere siegen wird. Ich empfinde immer, dass die Liebe ihm wie ein gewagtes Spiel vorkommt, bei dem die Karten nicht ganz ehrlich gemischt werden. Auf beiden Seiten fahndet er nach Überlistungversuchen. Aber darin erscheint er mir für den Mann Partei zu nehmen, dass bei dessen Sieg über eine Frau ihm ein Lächeln den Mundwinkel verzieht, während das Unterliegen des Mannes seine bitteren Zornesfalten hervorruft. Gerade Wieland betont immer das Bestreben der Frau, Begierden den Männern einzuflössen. Ob darin nicht etwas Groll über seine eigene Unfähigkeit, solchen Angriffen zu widerstehen, liegt?

Das Bedürfnis nach Seelenverwandschaft ist auch Wieland noch nicht eigen. Er bezeichnet wol als echte Liebe die Vermischung von Sinnenliebe mit der des Geistes und Herzens; wol ahnt er das Neue und verachtet das Alte, aber sein Herz ist nicht empfindungsfähig genug, die neue Liebe zu schaffen. Er gebraucht für das Herz das Bild von unendlich vielen subtilen Saiten, welche die schönsten Harmonien von sich geben, sobald die Natur darauf spielt. Im letzten Grunde bleiben ihm doch die äusseren Reize Keim und Entwicklung der Liebe.

Das Gefühl des Einmaligen der Liebe hat aber Wieland schon ergriffen. Panthea betrauert den Gatten und vermag daher nicht, Araspes' starke Liebe zu erwidern. Ihm selbst ist die hoffnungslose Liebe entsetzlicher als der Tod der Geliebten.

Und erwähnt mag es noch sein, dass der Vater Agathons Musarion nicht heiraten soll, da der Grossvater die Tugenden und Reizungen der jungen Musarion für keinen genugsamen Ersatz des ihr fehlenden Reichtums ansieht. Es ist entscheidend, dass gegen den Willen des Vaters und trotz Entbehrung das Ehebündnis geschlossen wird.

Unverkennbar bedeutet Wieland also einen Schritt vorwärts im Seelenleben des 18. Jahrhunderts. Doch darf man zu gerechter Beurteilung nicht vergessen, in welchem Masse Rousseau und auch Fielding seine Anreger zum ersten Gang in das Gebiet der Liebe waren. Es finden sich bei ihm Ansätze und Keime zu neuer Liebesform. Das Gefühl der Seelenverwandtschaft in der Liebe wird ihm deutlich bewusst. Er weiss die Einwirkungskraft der Umgebung auf das Gefühlsleben zu werten. Und dennoch ist er ein echtes Kind seiner Zeit. Denn unleugbar ist die Art der Entwicklung der Liebe in seinen Romanen sehr verstandesmässig. Das schwierige Exempel Liebesproblem hat für ihn eine einfache Lösung.

Capitel 4.

Das Liebesleben im Werther.

Welche Sehnsucht Werthers Seele nach der Liebe einer Frau erfüllt, welche Liebe sein Herz erwünscht, können wir vernehmen aus seinen Worten über den Verlust der Jugendfreundin. Denn durch sie hat er erfahren, dass seine Sehnsucht nicht die eines Phantasten, sondern dass sie auf Erden zu finden ist.

„Aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die grosse Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfasst? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schönsten Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun!“ [1])

Das Ziel dieser Sehnsucht ist plötzlich erreicht. Dem Freunde erzählt er sofort von der Bekanntschaft, die sein „Herz näher angeht“. Doch seine wundervolle Beschreibung

1) Goethe, Werther, 17. Mai.

von der Geliebten nennt er „garstiges Gewäsch", „leidige Abstraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken". Zum ersten Mal schaut er Lotte im Kreise ihrer Geschwister, denen sie Brot abschneidet. Werther ist überrascht, seine „ganze Seele ruht auf der Gestalt, dem Betragen, dem Tone". Auf der Fahrt zum Tanz findet er „soviel Charakter in allem, was sie sagte", sieht er „neue Reize mit jedem Worte, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen", weil sie an ihm fühlt, dass er sie versteht. Während des weiteren Gesprächs über Romane und Tanz, „weidet" sich Werther an den schwarzen Augen, und die lebendigen Lippen, die frischen, munteren Wangen, wie ziehen sie seine ganze Seele an! Der Tanz mit Lotte, das Pfänderspiel, die Szene am Fenster während des Gewitters erregen in ihm einen „Strom von Empfindungen". Werther weiss, dass Lotte bereits gebunden ist. Dem Freunde gesteht er, einen Schwur sich selbst geleistet zu haben, dass ein Mädchen, das er liebte, auf das er Ansprüche hätte, nie mit einem Andern walzen sollte als mit ihm, und wenn er darüber zu Grunde gehen müsste. Schon nach so kurzer Bekanntschaft fühlt Werther wol heraus, dass Lotte in hohem Masse seine Neigung erwidern könnte. Trotzdem setzt er die Bekanntschaft fort, ja er ist täglich Gast im Hause des Amtmannes. Werther glaubt, Lotten begierdenlos zu lieben. Noch nie war er glücklicher, noch nie war seine „Empfindung an der Natur, bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger".

Der Bräutigam Albert kommt, „ein braver, lieber Mann, dem man gut sein muss". Aber selbst, wenn es der beste, der edelste Mensch wäre, Werther „wär' es unerträglich, ihn im Besitz so vieler Vollkommenheiten zu sehen". Albert ist rücksichtsvoll gegen Werther, der dies für Lottens Werk hält: „denn darin sind die Weiber fein, und haben Recht; wenn sie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, so ist der Vorteil immer ihr, so selten es auch angeht". Werther liebt Albert „nur des Respekts willen, den er vor dem Mädchen hat". Und Albert hält ihn für einen Menschen von Sinn,

dessen Anhänglichkeit und Freude an allen ihren Handelungen seinen Triumph vermehrt. „Und er liebt sie nur desto mehr". Ob Albert eifersüchtig ist, weiss Werther nicht; doch von sich selbst fühlt er, dass er an Alberts Platz „nicht ganz sicher vor diesem Teufel" bleiben würde. Werthers Freude ist verdorben. Er selbst macht sich darüber Vorwürfe, wie „ein Fratz" grosse Augen zu machen, da der andere nun wirklich kommt und ihm das Mädchen wegnimmt. Er hatte doch alles gewusst, bevor Albert kam; dass er „keine Prätensionen an sie zu machen hatte". Jetzt gesteht er sich halb und halb auch ein, dass er sie gemacht habe, denn wie wäre „es möglich, bei so viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren". Werther soll entsagen, er, dessen Leidenschaften nie weit vom Wahnsinn waren. Dem nüchternen Albert gegenüber verteidigt er das Recht der Leidenschaften: Wie die Regeln der bürgerlichen Gesellschaft den Menschen derart modeln können, dass er kein Bösewicht wird, so geht es auch mit denen, die die Vorschrift: menschlich zu lieben, achten, die ihre Stunden einteilen, die einen zur Arbeit und die Erholungsstunden ihrem Mädchen widmen; die ihr Vermögen berechnen und davon, was von ihrer Notdurft übrig bleibt, der Geliebten, nur nicht zu oft, Geschenke machen dürfen. Aber diese haben ihre Liebe ans Ende gebracht, und wenn er ein Künstler ist, seine Kunst. Jene Wolanständigen haben durch die Regeln das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstört.

Das bisschen Verstand des Menschen kommt für Werther wenig oder garnicht in Betracht, „wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen". „Es ist doch gewiss, das den Menschen in der Welt nichts notwendig macht als die Liebe".

Werther fühlt, dass er von Lotten fort muss. Er eilt fort. Er kehrt zurück mit der gleich hohen Leidenschaft. Vergebens sucht er, sie zu bezwingen. Er schwört sich, nie ihren Lippen einen Kuss aufzudrücken. Und doch möchte er diese Seligkeit geniessen, um, untergehend, diese Sünde abzubüssen. Doch ist es eigentlich eine Sünde? Immer wieder sucht er sich einzureden, dass

Albert ihrer wert ist, denn er ist brav und gut. Aber der Gedanke zerreisst ihm seine Eingeweide. Er kommt zu der Erkenntnis, dass er ebensowenig zu retten ist wie der Knecht, der von Leidenschaft zu der Witwe erfasst ist. Lotte macht den Versuch, ihn zu heilen, indem sie ihm vorhält, dass er sich selbst betrüge, sich mit Willen zu Grunde richte. „Warum denn mich, Werther? just mich, das Eigentum eines Anderen? just das? Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit, mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht".

Nicht aus Verzweiflung, sondern aus Gewissheit, dass er alles versucht hat und dass er sich opfert für Lotte, will er in den Tod gehen. „Einer von uns dreien muss hinweg, und das will ich sein." Jetzt, da sie Werther verlieren soll, kommt es ihr erst zum Bewusstsein, wieviel er ihr gewesen ist. Sie möchte ihn an eine Freundin verheiraten, doch sie findet keine seiner würdig, keine, der sie ihn gegönnt hätte. Sie „empfindet den Druck einer Schwermut, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist". Sie möchte ihn für sich behalten und sieht, dass sie ihn nicht behalten darf. Denn sie ist verheiratet mit einem Manne, „dessen Treue und Liebe, dessen Ruhe und Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu sein schien, dass eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte, was er ihr und den Kindern auf immer sein würde". Sie selbst ist ihm von Herzen zugetan. Doch sie ahnt, was für Werther ganz unzweideutig ist, dass sie mit Werther glücklicher geworden wäre.

Der Vergleich des Werther mit der Nouvelle Héloise springt in die Augen und ist bereits oft besprochen worden. Die Ähnlichkeit der Romane liegt einmal darin, dass St. Preux wie Werther unglücklich lieben. Ferner müssen beide erfahren, wie die Geliebte an der Seite eines anderen Mannes dahinlebt und doch ihre Liebe zu dem wahrhaft Geliebten nicht hat ertöten können. Werther wie St. Preux sind durch die Grossherzigkeit der Gatten eingeladen, das Eheleben als Dritte mit anzusehen. Julie wie Lotte sind sich ihrer Pflicht, einmal verheiratet, völlig bewusst und

halten dem angetrauten Gatten die Treue. Julie und St. Preux, Werther und Lotte hoffen, im Himmel einst vereinigt zu werden und die ihnen auf Erden versagte Seligkeit zu geniessen.

Rousseau und Goethe geben beide in den Romanen ein Stück ihrer Seele. Wie dieser hoffnungslos von innigster Liebe zu Charlotte Buff, der Verlobten Kestners, ergriffen war, so erging es jenem mit seiner heftigen Neigung zu Madame d'Houdetot. Das Selbsterlebte verleiht den Romanen die völlig neue Sprache der Leidenschaft. Und darin erblicke ich den deutlichsten Beweis der Liebesentwicklung. Erst Rousseau und Goethe finden in der alltäglichen Sprache nicht das Mittel, ihre Liebe zum Ausdruck zu bringen. Sie müssen eine neue Sprache dem Herzen ablauschen.

Bei allen Ähnlichkeiten gibt es doch viele und scharftrennende Unterschiede. Das Problem ist in beiden Romanen das gleiche: eine Frau steht zwischen zwei Männern, von denen sie den einen liebt, den andern schätzt. Die Lösung ist eine verschiedene. St. Preux denkt in dem heftigsten Schmerze der Entsagung an den Selbstmord. Doch er kommt darüber hinweg. Werther vermag es nicht, wie St. Preux im Hause der an einen andern verheirateten Geliebten zu leben. Das ist ihm unmöglich. Er vermag nicht einmal, die Zärtlichkeiten des Verlobten zu ertragen. Er denkt in Augenblicken der Verzweiflung und Eifersucht sogar daran, Albert zu töten. Dieser furchtbare Gedanke, sobald er sich dessen bewusst ist, und die Unerfüllbarkeit seines Wunsches, Lotten zu besitzen, bringen ihn zum Entschluss des Fliehens. Aber auch die lange Trennung hat seine Wunde nicht verheilt. „Ohne romantische Ueberspannung" reift in ihm der Entschluss zu sterben. Ohne sie kann er nicht leben. Das hat er genugsam erfahren. Sie erreichen kann er niemals. Wer weiss, was sein Herz, sein zerrissenes Herz ihm sonst noch antut!

Und wir verstehen es, dass Werther aus dem Leben scheidet und St. Preux leben bleibt. Werthers Herz ist viel reizbarer, viel sensitiver. Seine Liebe zu Lotte ist vom ersten Tage, nein, von der ersten Stunde ihrer Be-

kanntschaft an ein tiefes gegenseitiges Verstehen, das herzlichstes Vertrauen im unmittelbaren Gefolge hat.

In noch stärkerem Masse als St. Preux empfindet Werther das Herzbelebende der Natur, wenn er glücklich liebt. Dem Unglücklichen ist sie ein versiegter „Brunnen", der dem „verlechzten" Eimer nichts mehr zu geben hat. Wo das Herz keine Seligkeiten in die Natur hineinzaubert, da kann keine Stimme der nun toten Natur das schweigende Echo des Herzens erwecken. Seine Unfähigkeit, die Natur zu geniessen, bringt Werther vollends zum Bewusstsein, wie tödlich sein Herz getroffen ist. Eine herrliche Mondnacht führt die Seelen beider in ihrer Stille so nahe einander, dass sie die geheimsten Regungen ihrer Liebe, deren sie sich bisher kaum bewusst, ahnen und verstehen. Wieland kennt wol den Einfluss der Musik auf das Empfindungsleben. Auch Rousseau. Aber von dem veredelnden Einfluss der Musik ist wenig die Rede, geschweige, dass sie zur Erlösung von heftiger Leidenschaft würde. Erst Goethe weist die nach Befreiung lechzende Seele zur Musik, um in dem Meer der Töne die Leidenschaft zu ersticken. Stets spielt Lotte auf dem Klavier, wenn ihre Seele mit der Werthers in so nahe Berührung gekommen ist, dass ein Aussprechen ihrer Liebe unvermeidlich zu werden droht. Dadurch gelingt es ihr, die dumpfe Schwüle zu bannen.

Wie viel zarter ist der Ton gestimmt, den Werther und Lotte in wundervollsten Harmonien in ihrem Verkehr zwischen sich schwingen fühlen! Wie wenig sind oft St. Preux' Briefe für das leicht verletzliche Ohr einer feinbesaiteten Frau geeignet! Es beweist ferner den Unterschied der Seelen die Auswahl der Geschenke, die Julie und Lotte treffen, um den Geliebten zu erfreuen (s. II, 8).

Die schlichten Liebesworte, die Werther der Geliebten beilegt, sind die Kennzeichen des wahrhaft herzinnigen Verkehrs in weit höherem Grade als all' die vielen Liebesnamen St. Preux'! In der Art, wie Werther dem Freunde von der Geliebten berichtet, verspüren wir nur den wallenden Blutschlag eines seligen Herzens, das in dem anderen die Harmonie zum Akkorde des Lebens, das frohe Jauchzen

einer Seele, die endlich und doch unerwartet die verwandte gefunden hat.

St. Preux und Julie mögen durch echte Liebe verbunden sein. Lotte und Werther sind seelenverwandt. Und das verspüren sie sofort. Das bringt sie am ersten Tage gleich so nah. Werther erkennt aus ihren Worten „soviel Charakter"; in jedem Worte neue Reize, neue Strahlen des Geistes. St. Preux' Liebe hat grobe Sinnlichkeit zur Wurzel. Die Verwandtschaft seines Herzens mit dem Julies entdeckt er nach seinem eigenen Geständnis erst nach Befriedigung der Sinne. Man darf wohl sagen, dass gerade das Umgekehrte im Werther der Fall ist. Seine Begierden schweigen zunächst; weiss er doch, dass Lotte verlobt ist. Erst im Laufe des näheren Verkehrs fühlt er sein Begehren nach ihr wachsen. Im Kampfe gegen seine Begierden fragt er sich: „Das Zugreifen ist der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen die Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt? — und ich?"

St. Preux und Julie gehorchen der Pflicht, wenn sie ihre Leidenschaft zu einander zu ertöten suchen, als Julie Gattin des Herrn von Wolmar ist. Sie machen sich keine Gedanken weiter darüber, ob es denn wahre Sittlichkeit ist, deren Gebot sie hier folgen. Ihre Entrüstung über ihre gewaltsame Trennung bezieht sich nur auf die leidigen Vorurteile von Stand und Vermögen, denen sie zum Opfer gefallen sind. Ihre von den Eltern verbotene, von Kirche und Staat nicht geheiligte Vereinigung ist daher Sünde gewesen. Gott straft sie, indem er ihnen den Segen, das Kind nicht verleiht.

Werther kämpft gleichfalls anfangs aus dem angeborenen Pflichtgefühl gegen sein Sehnen, Lotten zu besitzen. Da taucht blitzartig in ihm der Gedanke, den erst das 20. Jahrhundert wieder aufgenommen und weiterentwickelt hat, auf: Ist es denn überhaupt Sünde, sein Begehren? Ist es nicht natürlich? Hat er eigentlich nicht mehr Recht auf Lotten als der Pflichtenmensch Albert? Denn sie ist ihm, nicht dem Verlobten wahlverwandt. Nicht Albert, sondern er allein würde Lotte glücklich machen können, denn er empfindet in seiner Liebe die

tiefste Poesie seines Lebens, die den Mund schweigen macht und das Herz treibt, alle Wünsche der zarten Frauenseele abzulesen, alle Wünsche ihres Herzens zu erfüllen!

Suchte man bisher in der Ehe ein Vergnügen, das der Mann an der Fran sucht, und war niemals davon die Rede, dass der Mann diese Freuden, die ihm die Gattin bereitet, ihr wiederzugeben hat, so ist hier im Werther eine ganz neue Auffassung von der Ehe, von dem Werte der Frau!

Capitel 5.

Erziehung der Mädchen.

Im Folgenden sollen ausführlicher die Gründe dargelegt werden, die mich zum Aufstellen der in den vorangehenden vier Capiteln vertretenen Behauptungen veranlasst haben.

Die Gedanken der Dichter über Ursprung und Eigenart der Liebe sind meistens wol ihre persönlichen Ansichten. Anders wird ihr Verhalten zu den Personen in ihren Romanen sein und deren Anschauungen über das Liebesempfinden. Denn der Roman ist ein künstliches Gebilde, das aus einer gewissen Entfernung vom Seelenleben des Autors betrachtet sein will. Und doch werden wir gerade die Schilderungen vom Entstehen und Wachsen der Liebe nützlich für ein Urteil über das Liebesleben des 18. Jahrhunderts gebrauchen können, da schon in der Absicht der Romanschriftsteller, psychologisch das Keimen der Liebe in den Herzen ihrer Romanhelden nachzuweisen, ein Wertmassstab liegt. Blankenburg[1]) betont, dass im Roman, der sich mit den Handlungen und Empfindungen des Menschen beschäftige, dessen Hauptwerk der innere Zustand, das Sein des Menschen bilden müsse, die Liebe ein dauernderes Gefühl sei als das für das Erhabene. Dieses Gefühl verbinde mit seiner Allgemeinheit — „es ist allgemeiner noch als das für sänftigliche Tugenden“ — einen sehr hohen Grad von Anziehendem, das nicht sowol in der Natur als in den damit verbundenen Leidenschaften liege.

1) Blankenburg, Versuch über den Roman, S. 177 ff.

Was Blankenburg als das Hinreissende für den Leser der Romane bezeichnet: die süssen Träume von künftigen Glückseligkeiten, die entzückenden Hoffnungen, womit sich alle Liebhaber vor dem Besitz der Geliebten unterhalten, für uns soll all dies ein Standpunkt werden, von dem aus wir ein Urteil fällen können, welches Mass von Feinheit der Empfindung, welche Höhe der Liebe den Menschen des 18. Jahrhunderts bereits eigen war.

Die Leidenschaft der Liebe ist sicherlich auch abhängig von den Folgen der Erziehung in der Jugend. Deshalb wird es für uns von Wichtigkeit sein, zu erfahren, welche Erziehung den Handelnden in den Romanen zu Zeiten des Pädagogen Rousseau zu teil wurde. Wenig Aufschluss jedoch geben die Romane der 40er und 50er Jahre des 18. Jahrhunderts über die Erziehung ihrer Frauen und Männer. Es ist dieses um so verwunderlicher, als wir es mit nüchternen rationalistischen Werken zu tun haben. Wol erfahren wir aus der Ehe zweier Menschen, die wir durch viele unendlich starke Bände verfolgen mussten, bis sie in der Ehe landen, von ihren Ansichten, wie sie ihre Kinder erziehen wollen, aber von ihrer eigenen Erziehung, die uns in Hinsicht darauf, wie sie ihr eigenes Liebesleben beeinflusst hat, interessieren würde, erfahren wir sehr wenig. Meist beschränkt sich unsere Kenntnis darauf, dass die Eltern der Liebenden sehr tugendhafte Leute waren, welche meist zu früh starben und ihre Tochter allein der versuchungsreichen Welt übergeben mussten.

Das Fräulein von Sternheim[1]) „genoss die vortrefflichste Erziehung für ihren Geist und für ihr Herz". Weiterhin unterwies sie ihr Vater, „wie man das Unglück ertragen müsse, welches die Besten am empfindlichsten rührt; und weil das Fräulein eine grosse Anlage von Verstand zeigte, beschäftigte er diesen mit der Philosophie, nach allen ihren Teilen, mit der Geschichte und den Sprachen, von denen sie die englische zur Vollkommenheit lernte. In der Musik brachte sie es auf der Laute und im Singen zur Vollkommenheit" usw.

1) Sophie von la Roche, Geschichte des Fräulein von Sternheim, Leipzig, 1771, I, 67.

Der Gräfin von G**[1]) wird von ihrem Vetter „auf eine vernünftige Art“ die Religion beigebracht, von deren Vorteilen sie sich auch überzeugt: dass diese ebensogut den Verstand aufklären und das Herz verbessern könne.

Mariane[2]) wird von ihrer Mutter in allen weiblichen Arbeiten und in der französischen Sprache unterwiesen. Ihr Vater war ihr Lehrer in der Geschichte und Erdbeschreibung, und beide vergassen nichts, um den Geist und das Herz dieser geliebten Tochter zu bilden. Als Mariane 16 Jahre alt war, hatte sie die besten deutschen und französischen Schriftsteller gelesen. Wenn ihre häuslichen Geschäfte beendet waren, so war ihr Amt, wechselweise ihrer Mutter vorzulesen oder auf dem Klavier zu spielen, worin ihr Vater ebenfalls ihr erster Lehrmeister gewesen war.

Doch den Hauptwert legte man in der Erziehung darauf, die jungen Mädchen zu braven fleissigen Müttern zu machen. Die Hauptbeschäftigung soll der Haushalt bilden. Der Vikar von Wakefield erzählt von seiner Gattin, dass sie jedes englische Buch lesen konnte; im Kochen, Brauen, Backen, Pökeln und Einmachen aber ihresgleichen suche.

Mariane wird Erzieherin in einem das vornehme Deutschland des 18. Jahrhunderts charakterisierenden adligen Hause. Sie erhält von Frau von Hohenauf die Anweisung[3]), die Kinder so zu erziehen, dass sie sich als Personen vom Stande stets betragen. Nächstdem soll Mariane ihnen gute Bücher geben, die den Geist aufklären, so den Mercure de France mit seinen neuesten énigmes und logogryphes, wie sie am Hof zu Versailles eben gang und gäbe wären. Über poésies fugitives müssen die Fräulein urteilen lernen, damit sie, wenn künftig ihr amant ihnen ein Madrigal à Silvie mit einem galanten envoy zusenden wird, die finesse davon einsehen und mit esprit antworten können. Durch die Almanacs sollen sie lernen, den bon ton, der in Paris augenblicklich für

1) Gellert, Das Leben der schwedischen Gräfin von G**, 1747, 1, 3.
2) Nicolai, Sebaldus Nothanker, Berlin u. Stettin, 1773—76. II, 17.
3) Nicolai, Sebaldus Nothanker, I, 167 ff.

vornehm gilt, zu loben. Hauptsächlich soll sie mit ihnen gute Romane lesen als Hippolyte, Comte de Douglas, die Mémoires d'une dame de qualité, qui ne s'est point retirée du monde, die lettres d'une religieuse portugaise usw., damit die Fräulein bei Zeiten lernen, wie eine affaire de coeur geführt wird und damit sie die grâce, plus belle, que la beauté lernen, durch die das weibliche Geschlecht über das männliche einen so sicheren Sieg zu erhalten wisse. Gellerts Fabeln[1]) gingen allenfalls noch an. Aber andere deutsche Bücher darf Mariane mit den Fräulein nicht lesen, denn das deutsche Zeug nütze nichts, wenn die Fräulein nach Hofe kämen. Die hauptsächlichsten Wissenschaften[2]) wären von den Fräulein dann gelernt, wenn sie ihren Verstand zu der richtigen Untersuchung zu gebrauchen wüssten, ob die eroberten Herzen behalten, oder ob sie, nachdem damit eine Zeit lang wie mit einem Balle gespielt worden, in den Winkel geworfen werden sollten. — Diese Anforderungen stellt Frau von Hohenauf, die treffliche Karrikatur auf den französisierenden Adel jener Zeit im Gegensatz zu dem erstarkenden, nach echter Bildung ringenden Bürgertum, an eine Dame, die am Hofe glänzen will.

Capitel 6.

Verkehr der reifenden Geschlechter.

Die gesellige Umgebung des noch ganz jugendlichen Fräulein Sophie von Sternheim besteht aus dem „edeldenkenden" Pfarrer und seiner Familie. Sonst kam das junge Mädchen kaum mit anderen in Berührung. Das war wol auch das übliche, denn auch Gustav Freytag[3]) weist daraufhin, dass zarte Beziehungen, welche vielleicht ein Mädchen und einen jungen Mann durch den Verkehr der Familien verbanden, sehr selten zum Brautstand und zur Ehe führten.

Wie wir aus den Romanen wenig über die Jahre des erblühenden, reifenden Menschen hören, ebensowenig er-

1) Nicolai, Sebaldus Notbanker, I, 168 ff.
2) Nicolai, Sebaldus Notbanker, I, 175 ff.
3) Gustav Freytag, Bilder aus deutscher Vergangenheit, IV, S. 148.

fahren wir von dem Werden einer Verlobung. Oft werden wir vor die vollendete Tatsache gestellt. Etwas anders ist es in den englischen Romanen oder den von England beeinflussten deutschen, wo die Nachstellungen eines sinnlichen Lords, der eine Tugendhafte zu Fall zu bringen sucht, uns längere Zeit auf den Eheschluss vorbereiten. Die Ursache, weshalb wir von den Vorboten einer Verlobung sonst so wenig erfahren, mag darin liegen, dass im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts und noch länger nicht gesellige Formen bestanden, die den jungen Mann mit dem Mädchen entsprechenden Alters hätten bekannt machen können. Bitter beklagt sich Julie darüber in einem Briefe an St. Preux:

„Du findest Dein Los beklagenswert! Betrachte das Deiner Julie und Deine Tränen werden nur ihr gelten. Veranschauliche Dir bei unserem gemeinsamen Unglück die Lage Deines und meines Geschlechtes und urteile, wer von uns beiden am meisten zu beklagen ist. Bei dem Toben der Leidenschaften sich unempfindlich stellen, bei den Qualen von tausend Leiden munter und zufrieden erscheinen, eine heitere Miene und eine stürmisch bewegte Seele haben, stets anders reden als man denkt, alles verhehlen, was man fühlt, falsch sein aus Pflicht und lügen aus Sittsamkeit: das ist der gewöhnliche Zustand jedes Mädchens in meinem Alter. Auf diese Weise verbringt man seine schönsten Lebenstage unter der Tyrannei des Anstandes, eine Tyrannei, die um so fühlbarer wird, sobald die der Eltern sich hinzugesellt, die uns zu einer unpassenden Ehe zwingen wollen".

Capitel 7.

Das Entstehen der Liebe.

Untersuchen wir, in wieweit Blankenburgs[1]) Vorwurf berechtigt ist, dass die Romanschriftsteller gewöhnlich keinen Aufschluss darüber geben, warum eigentlich die Personen des Romans sich lieben.

1) Blankenburg, Versuch über den Roman. S. 177 ff.

Der Lord verfolgt Pamela — in Richardsons gleichnamigem Roman — aus Gründen nur sinnlichster Natur.[1]) Wir erfahren auch in den ersten Bänden kein Wort, welches darauf schliessen liesse, dass vielleicht die Keuschheit und Tugend Pamelas den Lord zu seiner Liebe begeisterte. Im Gegenteil, aus einer der unsäglich vielen Reflexionen Pamelas hören wir folgendes:

„Was für Beweggründe kann wol mein Herr haben, dass er sich so viele Mühe gibt, des Satans Werke zu verrichten? Wenn er mich liebet (wie wol seine Leidenschaft den Namen der Liebe nicht verdient), muss er mir dann deswegen Netze und Stricke stellen, mich zu verderben?" usw.

Als dann später die vielen vereitelten Verführungsversuche den Lord etwas zum Bewusstsein gebracht haben, dass er Pamela begehre, wird das Sinnliche von ihm an erster Stelle zur Erklärung seiner Liebe genannt. Es war ihm von seiner Schwester eine Heirat mit der Tochter eines Lords empfohlen, welche er ausschlägt, weil diese „weder in Ansehung der Person noch der Gemütsgaben in einige Vergleichung gestellt werden kann".

Herr Williams wirbt um Pamela, die er zwar schon deswegen stets bewundert hat, was er von ihr hat sagen hören. Aber von dem Augenblicke an, da er Pamela gesehen, hat er gewünscht, einer so vollkommenen Person dienen zu können. Und was ist es, das Pamela geneigt macht, den „Herrn" zu lieben?

„Es ist wahrhaftig ein schöner Herr. Ist es nicht schade, dass sein Herz mit seiner äusseren liebenswürdigen Gestalt nicht übereinkommt?"

Obwol wir nur von weiteren Verführungsversuchen hören, erfahren wir schliesslich, dass die Liebe sich ihres Herzens unversehens bemächtigt habe.

An Blankenburgs ironische Fragestellung müssen wir bei dem Nachforschen nach den Ursachen der Liebe in der „Schwedischen Gräfin von G**" denken. In seiner Werbung erklärt der Graf[2]) nur, dass von ihrer Antwort

1) Denselben Stoff fast behandelt E. Zola im „Au bonheur des dames".
2) Gellert, Das Leben der schwedischen Gräfin von G**, 1, 7f.

„seine ganze Zufriedenheit abhängt". Aus ihrer, natürlich bejahenden Antwort (denn „sein Herz" war ihr „unbeschreiblich angenehm" und die „grossmütige Art", mit der er es ihr anbot, „machte es ihr noch angenehmer") erfahren wir nur, dass sie wünschte, sagen zu können, was von der Zeit an in ihrem Herzen vorging.

Diese Antwort der schwedischen Gräfin klingt ganz dem Liebesbrief des Herrn Puf van Vlieten ähnlich, der um Sophiens Hand anhält:

„Ich liebe Sie unaussprechlich, das heisst, beste, liebste Mademoiselle, dass ich Ihnen garnicht sagen kann, wie sehr ich Sie liebe, was ich seither ausgestanden habe und besonders, was ich empfinde, seitdem dieser Knabe mir gesagt hat, wo Sie sind".[1])

Das Fräulein von Sternheim wird von zwei Brüdern geliebt, von denen der eine ganz Verstand, der andere etwas sinnlich veranlagt ist. Die Sinnlichkeit des letzteren gibt wol den ausschlagenden Grund dafür, dass Sophie ihn, Lord Seymour, zum Manne sich erwählt.

Ähnlich verhält es sich mit Thümmels Magister, der Wilhelminens Reize bemerkt und sie von nun an heimlich liebt.[2])

Damit scheint Wielands Ansicht übereinzustimmen, der für „die Quelle der Liebe das Anschauen eines Gegenstandes hält, der unsere Einbildungskraft bezaubert". Eine anschauliche Schilderung seiner Behauptung gibt er in dem Geschichtchen von Koxkox und Kikequetzel.[3]) Auch Danae liebt Alcibiades, trotzdem sie in seiner Seele nur Begierden liest, da sie „lebhaft genug von ihm eingenommen war, um nichts Schöneres zu finden, als seine Figur, nichts Reizenderes, als alles, was er sagte oder tat, sich nirgends besser gefiel, als wo er war, durch niemandes Beifall mehr geschmeichelt zu sein, als durch den seinigen, und für seinen Ruhm und für den Erfolg seiner Unternehmungen sich so lebhaft zu interessieren schien". Dieselbe Danae fühlt sich zu gleicher Zeit von den Reizen des schönen

1) Hermes, Sophiens Reise, Leipzig 1769—73, V, 479.
2) Thümmel, Wilhelmine, o. O. 1764, S. 7 f.
3) Wieland, Ausgabe Göschen, Leipzig 1795, XIV, 1—146.

Axiochus getroffen. „Ohne das Geringste von diesen zärtlichen Regungen, die allein des Namens der Liebe würdig sind, für Axiochus zu empfinden, neigte sich doch infolgedessen ihr williges Ohr zu seinen verliebten Verschwörungen und ihr Auge verweilte mit Vergnügen auf seiner Gestalt".

Diese erste Liebe Danaes war niemals „auf wirkliche Sympathie gegründet, sondern blosser Geschmack war es, dem die Umstände die Gestalt der Liebe gaben".

Hippias hat ihre Liebe nur geniessen können, da er sie in einem Augenblick überrascht hat, und erlangt nur dadurch, was er von ihrem Herzen niemals erhalten hätte.

Das Anschauen der schönen Danae ist auch für Agathon die Quelle seiner Liebe, die bewirkt, dass statt seiner ehemaligen Freunde, der ätherischen Geister, andere in Gestalt der Danae sein Herz erfüllen. „Der Zustand der entkörperten Seele däuchte ihn nicht mehr so beneidenswürdig, seitdem er, ohne seinen Leib abgelegt zu haben, im Anschauen dieser irdischen Göttin ein Vergnügen genoss, welches alle seine Einbildungen überstieg".

Feinsinnig unterscheidet St. Preux[1]) die Sinnenliebe von der des Herzens. Seine Augen waren wol von Julies Reizen geblendet, aber niemals, so gesteht er der Geliebten, hätten diese allein sein Herz verführen können, ohne den mächtigeren Reiz, der sie beseelt. Die rührende Verbindung eines so lebendigen Gefühls und einer unwandelbaren Sanftmut, dieses so zärtliche Mitgefühl mit den Leiden anderer, dieses klare Urteil und dieser erlesene Geschmack, deren Lauterkeit aus ihrer reinen Seele quillt, betet er als Reize ihrer edlen Gesinnung in weit höherem Masse an als die ihrer äusseren Erscheinung.

Werther[2]) rühmt dem Freunde gegenüber Lottens „Einfalt bei soviel Verstand, soviel Güte bei soviel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Tätigkeit". Er vermag nicht zu sagen, „wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug, sie hat alle seine Sinne gefangen genommen".

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, 1, 1. Brief.
2) Goethe, Werther, 16. Junius.

Capitel 8.

Verkehrston.

Für geeignet, uns einen Einblick in das Liebesleben der Seelen des 18. Jahrhunderts zu ermöglichen, halte ich ferner die Beantwortung der Frage, wie die Liebenden miteinander verkehrten. Zunächst soll nur von jenen die Rede sein, welche einander „sympathetisch" gesinnt waren, doch deren Liebe noch unterbewusst, unerklärt ist.

In den Richardsonaden ist es eigentlich das Typische, dass die Geliebte ängstlich ein Alleinsein mit dem Manne vermeidet.

Sophie[1]) beteuert ihrer Mutter, sich ängstlich hüten zu wollen, solange sie lebt, einer Mannesperson je wieder so nahe zu sein wie in jener abenteuerlichen Nacht. Sie wünscht sich nach Sachsen versetzt, wo sie sich unzugänglich in ihr Zimmer einschliessen würde, „um das gefährliche Geschlecht zu fliehen, das die Beschleunigung des Unterganges der Frau Liebe nennt".

Die schwedische Gräfin[2]) beklagt sich dagegen darüber, dass das Schachspiel nach der Tafel für Verliebte eher eine Strafe als ein Verguügen sei. Sie gesteht, dass sie „mit Absicht ihre Hand immer lange auf dem Steine liegen liess, als ob sie ungewiss wäre, ob sie ihn fortrücken sollte, und sie liess sie doch nur für seine Augen da. Sie ist erfreut, dass er schon das Herz hatte, sie bei der Hand zu fassen und ihrer durch die seine, „ich weiss nicht was" für verbindliche Sachen zu sagen.

Agathon verkehrt mit Psyche wie Bruder und Schwester „und sie bleiben es eine Zeit, ohne dass die Vertraulichkeit und die unschuldigen Liebkosungen der Tugend den geringsten Abbruch taten". Sie vergnügen sich damit, „das äusserste Vermögen ihrer Einbildungskraft anzustrengen, um sich einen Begriff davon zu machen, wie in den überirdischen Welten die reinen Geister einander liebten".

1) Hermes, Sophiens Reise, I, 70, 94.
2) Gellert, Schwedische Gräfin von G**, II, 134.

Danae veranstaltet eine Gesellschaft, um in dieser den spröden Agathon zu gewinnen. Nach der Mahlzeit tritt ein Tänzer und eine junge Tänzerin auf, um nach der Modulation zweier Flöten die Geschichte des Apollo und der Dafne zu tanzen. Danae selbst tritt dann noch als Dafne auf, um Agathons Ideen zu verwirklichen. Sie hatte sich keine Mühe gegeben, ihre Reizungen durch Putz zu erhöhen. „Denn wahre Liebe ist ebenso sorgfältig, ihre Glückseligkeit zu verbergen, als jene frostige, die Koketterie oder Langeweile zur Mutter hat, begierig ist, ihre Siege auszurufen.“ 1)

Julie,2) ihrer Liebe zu St. Preux sich bewusst, erklärt eine grosse Abendgesellschaft für die ungeeignetste Zufluchtsstätte zweier Liebender. „Was für eine Marter, sich zu sehen und sich Zwang auflegen zu müssen! Es wäre hundertmal besser, sich nicht zu sehen.“

Lotte und Werther haben sich eben erst kennen gelernt.3) Doch sie ist nicht seine Balldame. Und Werther muss zuvor Lottens Herrn bitten, ihm zu gestatten, mit ihr „den Deutschen“ tanzen zu dürfen. Denn sie hat ihn versichert, „mit der liebenswürdigsten Freiheit“ von der Welt, dass sie herzlich gern deutsch tanze. „Zählens“ wird gespielt. Wer einen Fehler begeht, erhält eine Ohrfeige. Werther selbst bekommt zwei Maulschellen, von denen er glaubt, dass sie stärker seien als die den übrigen zugemessenen. — Nach dem Spiel folgt Werther Lotten in den Saal. Sie treten ans Fenster, als das Gewitter ausbricht. „Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: Klopstock!“ — Werther „versinkt in einen Strom von Empfindungen“. Er erträgt es nicht, neigt sich auf ihre Hand und küsst sie unter den wonnevollsten Tränen und sieht wieder nach ihrem Auge.

Nach dieser ersten Begegnung, die sie beide einander so wert machte, entsteht in ihnen beiden das Be-

1) Wieland, Ausgabe Göschen, Leipzig 1794. Agathon, 1, 197.
2) Rousseau, Nouvelle Héloise, 1, 33. Brief.
3) Goethe, Werther, 16. Junius.

4*

wusstsein ihrer Seelenverwandtschaft. Es ist der Anfang von Werthers tötender Leidenschaft. Er muss sich aus Lottens Nähe verbannen. Mit Albert und Lotten verbringt er den letzten Abend im Garten.[1]) Als Werther das allerletzte Mal zu Lotten eilt, um Abschied für immer von ihr zu nehmen, fühlt sie sich nicht ganz sicher in ihrer Seele, dass ihre Sinnlichkeit sie beide nun doch noch überwältigen könne. Deshalb lässt sie ihre Freundinnen zu sich bitten. Als diese verhindert sind, will sie das Mädchen im Nebenzimmer sitzen lassen. Doch sie überwindet die Furcht, dann will sie ihm einen Menuet vorspielen. Als dieser „nicht fliessen will", hat Lotte sich völlig gefasst und nimmt neben Werther den gewohnten Platz auf dem Kanapé ein. Und Werther? Er holt aus der Schublade seine Übersetzungen Ossians, setzt sich nieder und liest sie, die Augen voll Tränen, vor. — Und wie er geendet hat, überwältigt ihn die Gewalt der letzten gelesenen Worte; er wirft sich vor Lotte nieder, reisst sie an seine Brust, bedeckt ihre Lippen mit wütenden Küssen. Lotte wehrt ihn schwacher Hand ab. Werther widersteht nicht, und Lotte enteilt seinen Armen.

Die Art der Geschenke, welche die Liebenden erwählen, um einander zu erfreuen, werden auch davon Kunde geben, welcher Ton im Verkehr herrschte (s. II, Cap. 4). Julie[2]) weiss, dass St. Preux mittellos ist und sendet ihm Geld als „Abschlagsumme" für den Teil des Inhaltes seiner Börse, welcher in ihre gewandert ist, denn er habe ihretwegen seine Vermögensverwaltung schlecht betrieben. Julie fühlt wol, dass das Geschenk nicht ganz geziemend ist, und fügt deshalb entschuldigend hinzu, zwischen zwei engverbundenen Herzen sei die Gütergemeinschaft ein Recht und eine Pflicht. Etwas empfindungsvoller ist es wol, wenn sie ihm später ihr Portrait sendet. Doch dass sie hinzufügt, es solle sein Talisman sein, wirkt recht ernüchternd und alltäglich.

Es ist Werthers[3]) Geburtstag; er empfängt in aller

1) Goethe, Werther, 10. September.
2) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 15. Brief.
3) Goethe, Werther, 28. August.

Frühe ein Päckchen. Er öffnet es. Und zugleich fällt „ihm eine der blassroten Schleifen entgegen, die Lotte vorhatte, als er sie kennen lernte. Dabei waren zwei Duodezbändchen: der kleine Wetsteinische Homer".

Die Bewertung dieser verschiedenen Gaben gibt Goethe am besten, wenn er Werther unterscheiden lässt: kleine Gefälligkeiten der Freundschaft, die tausendmal werter seien als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt.

Capitel 9.

Das Bewusstwerden der Liebe.

Je mehr die Liebenden von der Neigung zueinander in ihren Herzen erfüllt werden, desto leichter wird es für den Schauenden sein, in die Falten der Herzen zu sehen. Wenn ihre Seelen der Liebe sich bewusst werden, dann öffnen sich die Herzen, um, wie die Knospen der strahlenden Sonne eines heissen Sommertages entgegenblühen, all' die Sehnsucht und Glut der Geliebten entgegenzubringen. Wo die Knospen zu blutroten Blüten wurden, und wie sie es wurden, davon soll uns das Bewusstwerden der Liebe erzählen.

Man wird sich dann eines Vorganges oft erst völlig bewusst, wenn man gezwungen ist, sich schriftlich darüber auseinanderzusetzen. Die Romane des 18. Jahrhunderts, jedenfalls fast alle jene, die als Basis dieser Arbeit dienen, sind in Briefform geschrieben. Und in diesen Briefen, die der Geliebte an die Dame seines Herzens oder an seinen Freund schreibt, lässt sich das Keimen, das Erblühen und Blühen der Liebe sehr gut erkennen. Besonders daraus, wie die Augen des Liebenden sich immerwährend für die Beobachtung des andern schärfen. Was ist natürlicher, als dass der Freund dem Freunde sofort verkündet, wie die Geliebte ihm besonders in die Augen gefallen ist, dass er immer neue Reize an ihr entdeckt.

In Richardsons Roman „Pamela" erfahren wir fast nur aus ihren Briefen an ihre Eltern von der Entwicklung

der Liebe. Der Lord wird sich seiner Liebe bewusst, nachdem er Pamelas treffliche Eigenschaften kennen gelernt hat. Diese bereiten ihm mehr Vergnügen, als die lasterhaften Regungen seiner ersten Leidenschaft. Dem Bewusstwerden seiner Liebe parallel entsteht die Geringachtung des Urteils der Leute. Über die Wurzeln der Neigung Pamelas zu ihrem Herrn erfahren wir, wie bereits schon erwähnt ist, kaum etwas anderes, als dass wir vor die Tatsache gestellt werden. Irgend eine Schilderung des oder der Geliebten findet sich nicht.

Die schwedische Gräfin[1]) beschreibt ihren Geliebten folgendermassen: „Er sah bräunlich aus im Gesicht und hatte ein Paar so feurige und blitzende Augen, dass sie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man sie allein betrachtete. Doch seine übrige Gesichtsbildung wusste dieses Feuer so geschickt zu dämpfen, dass nichts als Grossmut und eine lebhafte Zärtlichkeit aus seinen Mienen hervorleuchtete. Er war vortrefflich gewachsen. Ich will ihn nicht weiter schildern".

Etwas mehr wird von den Persönlichkeiten der Liebenden schon in der Geschichte des Fräulein von Sternheim verkündet, weil hier ein Briefwechsel zweier Liebhaber an ihre Freunde und der des Fräuleins an ihre Freundin vorliegt. Der später Erhörte schreibt: „Erwarten Sie keine Ausrufungen über ihre Schönheit, aber glauben Sie mir, wenn ich sage, dass alle möglichen Grazien, deren die Bildung und Bewegung eines Frauenzimmers fähig ist, in ihr vereinigt sind. Ein holde Ernsthaftigkeit in ihrem Gesicht, eine edle anständige Höflichkeit in ihren Bewegungen, die äusserste Zärtlichkeit gegen ihre Freundin, eine anbetungswürdige Güte und die feinste Empfindsamkeit der Seele".[2])

Aus der sinnlichen Darstellung Lord Derbys erfährt man schliesslich doch mehr von dem Fräulein Sophie:

„Sie war in Cramoisie und schwarzem Taft gekleidet, ihre schönen Haare in fliegenden nachlässigen Locken verbreitet; ihre Brust ziemlich, doch weniger als sonst

1) Gellert, Schwedische Gräfin, I, 11.
2) Geschichte des Fräulein von Sternheim, I, 147.

verhüllt. Überhaupt schien sie mit vielem Fleiss auf eine Art gekleidet zu sein, die alle ihre reizenden Schönheiten ihrer Figur wechselweise entwickelte; denn der weisse Ärmel war gewiss allein da, um, während sie die Laute schlug, zurückzufallen und ihren vollkommen gebildeten Arm in sein ganzes Licht zu setzen. Die halbe Maske zeigte uns den schönsten Mund".[1])

Und vergleichen wir noch die Worte mit dem Vorhergehendem, welche das Fräulein Sophie findet, um Seymours Bild zu zeichnen: „Wenn ich den Auftrag bekäme, den Edelmut und die Menschenliebe mit einem aufgeklärten Geist vereinigt in einem Bilde darzustellen, so nähme ich ganz allein die Person und Züge des Lord Seymour. Ich übergehe den sanften, männlichen Ton seiner Stimme, die gänzlich für den Ausdruck der Empfindungen seiner Seele gemacht zu sein scheint; das durch etwas Melancholisches gedämpfte Feuer seiner schönen Augen, den unnachahmlich angenehmen und mit Grösse vermengten Anstand aller seiner Bewegungen und was ihn von allen Männern, deren ich in den wenigen Wochen, die ich hier bin, eine Menge gesehen habe, unterscheidet, ist, wenn ich mich schicklich ausdrücken kann, der tugendliche Blick seiner Augen, welche die einzigen sind, die mich nicht beleidigen und keine widrige antipathetische Bewegung in meiner Seele verursachen".[2])

Jene durch ihre Reise von Memel nach Sachsen weit berühmtere Sophie[3]) gibt in der Beschreibung ihres Geliebten einen guten Beitrag zur Bekleidungskunde: „Sein schönes Haar floss in einer Locke über einer hochweissen nesseltuchenen Halsbinde. Er trug ein dunkelaschfarbenes Kleid, mit strohfarbener Seide gefüttert, schwarzatlassene Weste und Unterkleider und echte Schnallen von ganz ausnehmender Schönheit. Seine Wäsche . . . doch ich bin Närrin genug, um so mehr sein seidenes Schnupftuch, den goldenen Knopf seines langen Rohrs und seine stroh-

1) Geschichte des Frl. von Sternheim, 1, 339; 2) do. I, 105 f.
3) Hermes, Sophiens Reise, V, 590.

farbenen Handschuhe zu beschreiben! Genug, ich empfand bei diesem Anblick die ganze Schwäche unseres Geschlechtes. Es war mir in der Tat nicht gleichviel, dass vor seinem Wagen zwei prächtige Pferde und hinten auf ein sehr wolgekleideter Bedienter mir in die Augen fielen, selbst sein Kutscher mit Fee-Aufschlägen und Mütze von Fee missfiel mir nicht".

Gegen solche Tugendmeierei der moralisierenden Romane setzt Wieland seine zierlichen Rokokobilder. Demjenigen, der solche unnahbare Tugend von seiner Geliebten annimmt, erklärt er, dass die anmutsvolle Schöne weder aus Marmor noch aus Äther zusammengeronnen ist. „Sie ist ganz Gefühl, ganz dazu gemacht, die Liebe zu erwidern, die sie einhaucht".

Der schwärmerische, man möchte sagen empfindsame Araspes will seine Geliebte nicht durch eine Beschreibung entweihen. Denn er vermöchte nicht, „den kleinsten Teil der namenlosen Reizungen uns begreiflich zu machen, die seine schauende Seele bezaubern".

Gerade „Araspes und Panthea" ist für Wieland charakteristisch, weil es ein Werk aus der Zeit ist, wo sich „aus dem Kapuziner ein Satyr" entwickelt. Denn der spätere Wieland hat keine weitere Figur wie Araspes gezeichnet. Araspes erinnert höchstens an den jungen Agathon in seiner Liebe zu Psyche. Für den späteren Wieland charakteristisch ist diese Schilderung: „Wenig Mühe hatte sich Danae scheinbar gegeben, ihren Reiz durch schimmernden Putz zu erhöhen. Ein weisses Kleid mit kleinen Streifen von Purpur und eine halberöffnete Rose in ihrem schwarzen Haar machte ihren ganzen Staat aus; und von der Durchsichtigkeit, wodurch die Kleidung der Cyane den Augen unseres Helden anstössig gewesen, war der ihrigen soweit entfernt, dass man mit besserem Recht aussetzen konnte, sie verhülle zu viel" usw.[1])

Thümmel gibt uns die Skizzierung des Augenblickes, in dem die Braut Wilhelmine den Wagen verlässt: „Mit majestätischem Anstand stieg nun die einnehmende Wilhelmine von dem sammtenen Sitze. Zum ersten Mal,

1) Wieland, Agathon, I, 201.

aber auch zum letzten, verriet sich der kleine vorgestreckte Fuss bis an die Höhe des gestickten Strumpfbandes. Denn sobald sie ausgestiegen war, umrauschte ein buntfarbiger Stoff die verdeckten Schönheiten. Eine schneeweisse türkische Feder blähte sich auf ihre gekräuselten Haare und bog sich neugierig über ihren wallenden Busen, der unter feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte wie der volle Mond hinter den Sprösslingen eines jungen Orangewäldchens".[1])

St. Preux[2]) beklagt sich darüber, dass seine Augen beständig Reize verschlingen müssen, denen sein Mund sich nie zu nahen wagt. Er hasst ihr Blühen, welches sie auf Kosten seiner Ruhe gewonnen hätte. Julies Geliebter fühlt es bereits, dass er in diesem Kampfe zwischen rein seelischer und sinnlicher Liebe erliegen wird; deshalb sagt er, Julie beschwörend:[3]) „Rechnen Sie auf sich oder stossen Sie mich von sich, d. h. nehmen Sie mir das Leben".

St. Preux erscheint Julies Seele so erhaben, dass menschliche Leidenschaften für sie zu niedrig sind. Dann glaubt er wieder von sich selbst, dass seine Begierden in den Vollkommenheiten ihrer Seele erlöschen werden. Doch diese Hoffnung dauert nur Augenblicke. Dann sind seine Sinne wieder derart von ihren Reizen gefangen genommen, dass er ohnmächtig Julie Vorwürfe der Wortbrüchigkeit macht: „Heisst das mein Herz schonen und deine Reize verhüllen? Welch' unerhörte Wortbrüchigkeit! Zuerst Dein Putz, denn Du hattest gar keinen und Du weisst nur zu wol, dass Du nie gefährlicher bist!"[4])

Mit welcher Sinnlichkeit erregt er seine Phantasie!

„Trotz der eifersüchtigsten Wachsamkeit zeigen sich bei der Kleidung, selbst wenn sie noch so sorgfältig angelegt ist, auf einen Augenblick Zwischenräume, vermittels welcher das Gesicht den Tastsinn ersetzt, das lüsterne und verwegene Auge dringt unvermerkt und unbestraft unter die Blumen eines Strausses; es späht unter Chenille und Gaze umher und bewirkt, dass die Hand den elastischen

1) Thümmel, Wilhelmine, S. 71.
2) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 8. Brief; 3) do. I, 8. Brief; 4) do. I, 47. Brief.

Widerstand findet, den selbst hervorzurufen sie sich nicht erkühnen würde".[1])

St. Preux wird aus Julies Nähe verbannt. Er reist in die Walliser Alpen. Auch dort verlässt ihn seine glühende Begierde nicht. Er beschreibt der Geliebten Land und Leute. Bei den Frauenzimmern erregt der „ungeheure Umfang ihres Busens weniger meinen Beifall, der nur in der blendenden Weisse einen einzigen Vorzug des Modells besitzt, mit dem ich ihn zu vergleichen wagte, dem einzigen und noch verhüllten Modelle, dessen verstohlener Weise bewunderte Umrisse mich an jene berühmte Schale erinnerten, welcher der schönste Busen der Welt zum Muster gedient hatte".[2])

Und wie verkündet Werther dem Freunde das Bild der Geliebten? Erst nennt er nur ihre Charaktereigenschaften, dass sie vollkommen ist, „soviel Einfalt, bei soviel Verstand" usw. wie vorhin erwähnt ist. Dann schildert er Lotte im Kreise ihrer Geschwister: „Ein Mädchen mittlerer Grösse, schöner Gestalt, die ein simples weisses Kleid mit blassroten Schleifen an Arm und Brust anhatte".[3])

Und etwas später: „Ich fand soviel Charakter in allem, was sie sagte, ich sah mit jedem Worte neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte, dass ich sie verstand".

Dann erfahren wir nur noch, wie Werther sich während des Gespräches an den schwarzen Augen weidet, und wie die lebendigen Lippen und die frischen munteren Wangen seine ganze Seele anziehen.

Capitel 10.

Kosenamen und Verehrungbezeugungen.

Das Bemühen, die Sprache zu formen, verrät den selbstständigen, fein empfindenden Menschen. Das trifft auch zu in dem Streben, der Geliebten die Empfindungen aus-

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 23. Brief; 2) do. I, 23. Brief.
3) Goethe, Werther, 16. Junius.

zudrücken, ihr Namen beizulegen, die ihr den Zustand seiner Seele offenbaren. Liebe sucht dem Geliebten Kosenamen zu geben. Schon Wieland weist darauf hin, wie unsere modernen Ohren durch die musikalischen Namen so verwöhnt sind, dass wir uns keine liebenswürdige Person ohne einen schönen Namen denken können. Richardson und seine Nachfolger haben noch nicht solche modernen Ohren. Für Pamela bleibt der Liebhaber immer „der Herr". Einen charakteristischen Unterschied legt aber Richardson in die Liebkosungen und Verehrungsbezeugungen. Der erst nur sinnliche Lord umschlingt Pamela mit glühenden Umarmungen. Doch als er sie wirklich liebt, sie zu heiraten gedenkt, küsst „der Herr" sie auf die Hand. Als beide schon ziemlich lange verheiratet sind, gesteht Pamela, ihres Herrn Hände mit ebenso wenig Bedenken, als wären es ihre eigenen, geküsst zu haben.

Herzhafter klingt die Beschreibung der schwedischen Gräfin: „Nunmehr wagte er die erste Umarmung; und o, Himmel!, was war dieses nach einem langen Zwange für ein unaussprechliches Vergnügen. Wiewiel tausendmal sagte er mir, dass er mich liebte, und wievielmal sagte ichs, und durch wieviel Küsse, durch wieviel Seufzer wiederholten wir unser Bekenntnis; und es redete unser Herz allein".[1])

Sophie von la Roche[2]) gibt den Liebhabern Kosenamen wie: „beste weibliche Seele", „mein göttliches angebetetes Fräulein". Etwas Leidenschaft ist darin zu erblicken, wenn Sternheim seiner Sophie erst nur die Hände küsst und dann „den schönsten Mund, den seine Lippen jemals berührten". Doch die folgende Schilderung: „Sie umarmte ihn mit Freudentränen, er schlang einen seiner Arme um sie" erinnert sehr an Chodowieckis meist recht hölzerne Umarmungscenen. Der Philosoph der Liebe, Wieland, lässt in seinen Zärtlichkeitbeobachtungen durchaus dasselbe feststellen wie vorher. Recht charakteristisch sind seine beinahe frostigen Kosenamen: „Schöne Danae",

1) Gellert, Schwedische Gräfin II, 137.
2) Geschichte des Fräulein von Sternheim, II, 275, 287. I, 364, 53.

„Liebenswürdige, grossmütige, göttliche Danae", „allzureizende Panthea", „o Panthea, du bessere Hälfte meiner selbst", „unwiderstehliche Schöne".

Es wäre unmöglich, hier die ganze Fülle der Namensschöpfungen St. Preux' wiederzugeben. Er nennt Julie[1]) „den Liebling seiner Seele", „eine Engelsschönheit", „teure Seele seines Lebens", „unvergleichliches Mädchen", „Himmelswunder". „Der Altar, auf dem Julie verehrt wurde", soll nie durch eine andere Flamme entweiht werden. Sie ist ihm „die Quelle unaussprechlicher Lust und Seligkeit". Rousseau erschöpft seine ganze Phantasie, die Glut der empfangenen Küsse noch einmal in der Beschreibung zu empfinden. Grausam nennt er Julie wegen des „baiser mortel".[2]) „C'est du poison, que j'ai cueilli sur tes lèvres; il fermente, il embrase mon sang, il me tue." Doch das genügt noch nicht. „Mais que devins-je un moment après quand je sentis . . . la main me tremble . . . un doux frémissement . . . ta bouche de roses . . . la bouche de Julie . . . se poser, se presser sur la mienne, et mon corps serré dans tes bras!"

Er bittet Julie, ihre Küsse zu behalten, er kann sie nicht ertragen: „ils sont trop âcres, trop pénétrants; ils percent, ils brûlent jusqu' à la moelle, . . . ils me rendroient furieux."

Rousseau hören wir deutlich aus Werther herausklingen: „Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her und presste sie an seine Brust, und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wütenden Küssen."[3])

Werthers Liebesnamen sind viel schlichter als die St. Preux'. Er nennt Lotte wol einen „Engel", aber meist nur „Lotte" oder „die liebe Frau", „meine Beste" oder „das holde Geschöpf".

Capitel II.

Rücksichten auf Stand und Vermögen.

Einen breiten Raum nehmen in den Romanen des 18. Jahrhunderts die Erwägungen ein, welche Rücksichten

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 5., 10., 34., 43., 55. Brief; 2) do. I, 14. Brief.
3) Goethe, Werther, 12. August.

auf Stand und Vermögen bei der Heirat mitspielen. Bei Richardson, Gellert, bei der la Roche wiederholt sich stets die Frage: lässt der Stand des Liebhabers eine Heirat mit dem erkorenen Mädchen zu? Dem werbenden Lord setzt Pamela auseinander, dass ein armes Mädchen es nicht verdient, sich mit einem Herrn von Stand einzulassen. „Seine Geburt kann es ihm nicht gestatten, dergleichen Gedanken zu haben."

Madame T. wurde dem Rat T. leicht gegeben, erklärt Sophie von la Roche,[1]) weil man wusste, dass er ein artiges Vermögen von seinen Eltern ererbt hatte.

Standesrücksichten trennen Julie von St. Preux. Für sie selbst gibt es zwar keinen Augenblick ein Bedenken, dass sie durch jene ihres Liebesglücks beraubt werden könnten. Als ihre Eltern die Vereinigung versagen, wollen Julie und ihr Geliebter ihr Glück mit Gewalt ertrotzen. Sie wissen, dass sie ein Recht auf ihre Liebe haben. Ihre geheime Vereinigung soll ihr Glück krönen. — Der ahnenstolze Vater nennt St. Preux' Werben eine „lächerliche Hoffnung". Trotzdem er zugibt, dass Julies Geliebtem keineswegs die geistige Begabung abzusprechen sei, so würde er ihn doch nie zum Schwiegersohn annehmen, selbst wenn er alle Guineen Englands besässe.[2]) Julie weiss, dass es ihrem Vater, „diesem stolzen Edelmann", völlig unfassbar wäre, ein Bürgerlicher könnte eine ernste Liebe zu seiner Tochter fassen.[3]) — Lord Bomston sucht den unerbittlichen Vater dadurch zu erweichen, dass er ebenfalls auf St. Preux' gebildeten Geist und seine reine Seele hinweist. Doch Julies Vater nennt es eine Beleidigung, die Dreistigkeit zu haben, in einem adligen Hause um eine Verbindung anzuhalten, sobald der Bewerber keinen Anspruch habe, sie zu erlangen. — Lord Eduard erkennt, dass die Forderungen der Natur den Anforderungen des Vorurteils zum Opfer gebracht werden.[4]) „In der Ehe gleicht sich der Vermögens- und Standesunterschied aus und tritt völlig zurück, auf das Glück wenigstens ist er ohne Einfluss, während die Ungleichheit des Charakters

1) Geschichte des Fräulein von Sternheim, I, 275.
2) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 63. Brief; 3) do. I, 32. Brief; 4) do. II, 2. Brief.

und Gemüts bleibt, und von ihr hängt Glück oder Unglück ab." Und weiter nennt er jene, welche verlangen, dass Geburt oder Reichtum bei der Vereinigung zweier Herzen den Ausschlag geben sollen, Störer der gesellschaftlichen Ordnung. Mit einem Naturgesetz haben wir es zu tun, wenn die Liebe die Herrschaft führt. Es zu verletzen, bleibt nicht ungestraft und zieht eine Reihe von Verbrechen und Leiden nach sich.

Capitel 12.

Erklärung der Liebe.

Wo solche Rücksichten die Liebenden zu trennen vermögen, da wird auch stets die Vereinigung beider von den Eltern völlig abhängig sein. Ein charakteristisches Zeitbild bietet der Roman von Sophie von la Roche.[1]) Den Schwiegervater ersetzt hier Sophiens Bruder, der Freund Sternheims. Er hat die melancholische Stimmung, sowol seines Freundes als die seiner Schwester, bemerkt. Denn beide wollen ihre Empfindungen für einander nicht offenbaren. Sophie nicht, „weil ein Mädchen nicht ungebeten lieben darf"; und Sternheim will seine Neigung überwinden, da er nicht den Vorwurf auf sich laden will, dadurch der Freundschaft, die ihn mit Sophiens Bruder verbindet, „die schuldige Achtung für seine Voreltern aufgeopfert zu haben". Und die Geliebte soll durch ihn keinen Anspruch an Glück und Vorzug verlieren. Der Baron weiss beide dahinzubringen, dass sie ihre Neigungen zu einander ihm gestehen. Er eilt fort zu der „Frau Mutter" und „tut einen förmlichen Antrag" für seinen Freund. Die Bedenken der Mutter weiss der Baron zu beseitigen; er holt den Obersten, der, obwol „halb ausser sich", doch zunächst bei der Frau Mutter sich für die Einwilligung bedankt, die er als „herablassende Güte ansieht". Dann redet er erst mit der Gattin des Freundes, um sich bei ihr als der „grossmütigen Vorsprecherin der

1) Geschichte des Fräulein von Sternheim, I, 25 ff.

Angelegenheiten seines Herzens“ zu bedanken. Sternheim will darauf noch den Freund sprechen, der ihn erst Fräulein Sophie zuführen muss. Vor ihr kniet er nieder und erklärt der Geliebten seine Herzensempfindungen: „Gnädiges Fräulein! Mein Herz ist zur Verehrung der Tugend geboren. Wie war es möglich, eine vortreffliche Seele wie die ihrige mit allen äusseren Annehmlichkeiten begleitet zu sehen, ohne dass meine Empfindungen lebhaft genug wurden, Wünsche zu machen? Ich hatte diese Wünsche erstickt, aber die treue Freundschaft ihres Bruders hat mir Mut gegeben, um ihre Zuneigung zu bitten. Sie haben mich nicht verworfen. Gott belohne ihr liebreiches Herz und lasse mich niemals die Tugend verlieren, die mir ihre Achtung erworben hat“.

Sophiens Antwort: eine Verbeugung!

Was mag die Jugendfreundin Wielands dazu gesagt haben, wie Koxkox[1]) der schönen Kikequetzel seine Liebe erklärt? „Koxkox sah die schöne Kikequetzel immer feuriger an.

Sie, ihn immer zärtlicher.

„O, wie lieb hab' ich dich“, sagten ihr seine Augen.

„O, wie angenehm ist mir das“, antworteten die ihrigen.

„Ich möchte dich auf einen Blick aufessen“, sagten jene.

„Ich sterbe vor Vergnügen, wenn du mich länger so ansiehst“.

Danae erklärt dem Agathon ihre Liebe, da sie bemerkt, dass schon das Anschauen ihm vollkommene, unbeschreibliche Befriedigung verschafft. Es ist ihr Beweis einer vollkommenen Liebe. Zum ersten Male glaubt sie, zu lieben und geliebt zu werden, und ist nicht mehr „Meisterin von ihren Bewegungen“. Sie schlägt ihre schönen Augen auf, „Augen, die in den wollüstigen Tränen der Liebe schwimmen und dem entzückten Agathon sein ganzes Glück auf eine unendlich vollkommenere Art entdecken, als es das beredteste Geständnis hätte tun können. O, Kallias! (ruft sie endlich mit einem Ton der Stimme, der alle Saiten seines Herzens wiederhallen macht, indem sie, ihre schönen

1) Wieland, Beyträge, 1, 65ff.

Arme um ihn windend, den glücklichsten aller Liebhaber an ihren Busen drückt), was für ein neues Wesen gibst du mir! Geniesse! o, geniesse, du Liebenswürdigster unter den Sterblichen, der ganzen unbegrenzten Zärtlichkeit, die du mir einflössest". — Und hier überlässt Wieland dem Pinsel eines Correggio, was sie ferner sagte, und was er antwortete.

Die Erklärung der Liebe können wir weder bei St. Preux noch bei Werther so wie im Vorhergehenden festhalten. St. Preux' Briefe an Julie bringen immer neue Ausbrüche seiner Empfindungen. Immer wieder forscht er in den Falten seines Herzens, was ihn so eng mit Julie vereint. Und Werther sagt nie ein Wort zu Lotten von seiner Liebe. Er darf es ja nicht. Ihre Augen sagen einander, was sie fühlen. Am 24. November schreibt Werther an seinen Freund: „Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts, und sie sah mich an".

Immer spielt Lotte nach diesen ungesagten Herzensergiessungen Klavier, „mannigfaltige Melodien, und all' den Ausdruck! all'! — all'! —"

Werthers Tränen fliessen. Ungestüm fährt er gegen sie auf, das Lied zu enden.

„Sie hielt und sah mich starr an. „Werther", sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging".

Dann eilt Werther fort. Solche stummen Erklärungen, die nie gesagt werden dürfen, die nicht gesagt werden können, wiederholen sich öfter und öfter. — Werther hat den Entschluss gefasst, aus dem Leben zu gehen, als ihm die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe völlig bewusst geworden ist. Es folgt die letzte Begegnung. Lottens Spielen vermag nicht das Kommende zu bannen. Und als Werther den Gefühlsausbruch durch Vorlesen seiner Übersetzungen Ossians verhindern will, da werden sie durch das Schicksal der Liebenden erst recht zum Bewusstsein ihres eigenen Unglücks gebracht. „Ihre Tränen vereinigten sich". Er liest dann nochmals weiter. „Dann ist die Gewalt der Worte zu gross, als dass Werther sie ertragen könnte. Er wirft sich vor Lotte nieder. Sie ahnt, was folgen muss.

Doch sie erwidert den Druck seiner Hände, drückt sie wider ihre Brust, neigt sich mit einer wehmütigen Bewegung zu ihm und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. . . .“

Capitel 13.

Die Liebe der Vereinten.

Nicht die Blüten, sondern erst die Früchte entscheiden, ob des Baumes Wurzeln genügenden Boden fanden und tief genug lebten.

Die Vereinigung der Liebenden wird erweisen, wie tief ihre Liebe war.

Pamelas Herr kommt schliesslich zur Einsicht, dass sie allen seinen Verführungsversuchen gegenüber standhaft sein wird. Wir sollen es sogar glauben, dass der Herr jetzt „weniger Sklave der Schönheit als der Trefflichkeit ihrer Tugenden ist“.

Von der Hochzeit erfahren wir wenig. Sofort nach dieser fährt der Lord mit seiner Gattin zu seinen Freunden, deren Beifall er sich wünscht. Ein Streben nach Einsamkeit ist nicht vorhanden. Im Gegenteil, bald erfahren wir, wie die Freunde des Lords zahlreich zu Besuche kommen, sodass auch ihre Gattinnen sich zum gesellschaftlichen Verkehr mit Pamela entschliessen müssen.

Welche Vorstellung sich der Lord von einer Ehe gemacht hat, erfahren wir ganz ausführlich. Denn Pamela erhält wie das Fräulein Sophie von Sternheim von dem Gatten eine Vorlesung darüber, was ihre Ehe verlangt. Beide Gatten reden etwa dasselbe. Ich wähle die Rede des Lords der Pamela, weil diese sich bereits in einem Brief an ihre Eltern der Mühe unterzogen hat, die Gedanken in folgenden Regeln aufzustellen:

„Regel 1. Wenn er heftig auf jemand zürnt, soll sie nicht ohne seine Erlaubnis zu ihm kommen.

Regel 2. Ich soll seinen Unwillen für mein grösstes Unglück halten.

Regel 3. Folglich soll ich solchen nicht auf mich laden, um einen anderen davon zu befreien.

Regel 4. Ich soll niemandem zu seinem Nachteil und zu seiner Verkleinerung eine Höflichkeit sagen.

Regel 5. Ich soll mich hüten, dass ich keine niederträchtige Handlung begehe.

Regel 6. Ich soll ihm nachgeben, auch wenn er Unrecht hat.

Regel 7. Ich soll mich biegen wie das Rohr in der Fabel, damit ich nicht, wenn ich dem Sturm widerstehen will, gleich einem grossen Baume umgerissen werde.

Regel 8. Junge Personen von hohem Stande werden verkehrt erzogen.

Regel 9. Kinder müssen Widerspruch zu ertragen gewöhnt werden. Wenn sie bei Zeiten das nicht gelernt haben, können sie ihn nachher im Ehestand nicht ertragen.

Regel 10. Die Liebe ist zur Heirat unumgänglich nötig. Mann und Weib sollen die besten Freunde sein".

Der Geist des Aufklärungszeitalters mit seinem Streben nach Erkenntnis und Humanität gibt sich auch in den Aufgaben kund, die sich die Gatten für ihr Leben stellen. Sie wollen die Leute in der Gemeinde recht erziehen, ihnen ein gewisses Mass von Kenntnis beibringen, ihnen mit gutem Rat und freundlicher Ermahnung auf dem Wege zur Besserung beistehen.

Von den Tagen der Vereinigung erfahren wir eigentlich garnichts. Gellert berichtet am Schluss einer Hochzeit, dass die Eltern schliesslich die Neuvermählten in ihr Schlafzimmer führten, um sie den „Wünschen der Liebe" zu überlassen.

Die schwedische Gräfin charakterisiert sich selbst, wenn sie davon erzählt, dass sie nach dem Hochzeitsmahle zu dem Freunde des Grafen fuhren, welcher sie sogar wieder zurückbegleiten musste. Und ihre Empfindung über den Tag, der auf die Höhen der Poesie des Lebens führen soll, gibt sie in den Worten Ausdruck: „Kurz, der Abend verstrich ebenso vergnügt als der Mittag".

Für Säugling, die bekannte Figur aus Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker", bedeuten die Flitterwochen

den „Sieg des wirklichen Lebens über das leichte Geschwätz sentimentalen Gefühls". Denn die Gattin macht ihn, der den schönsten Plan zu einem arkadischen Schäferleben sich ausgedacht hatte, zum tüchtigen Landwirt, sie selbst wird Mutter und Hausfrau. Doch sonst erfahren wir von dem Liebesglück der Vereinten nur, dass „die ersten Honigmonate in allen Stücken einer zärtlichen Liebe" verflossen.

Derselbe Roman verschafft uns jedoch Einblick in das Eheleben Sebaldus Nothankers mit Wilhelmine, die Nicolai gerne als eine „emanzipierte" Frau hinstellen möchte. Wir werden davon unterrichtet, dass im Anfang ihrer Ehe[1]) die entgegengesetzten Meinungen beider manchen heftigen Zwist heraufbeschworen. „Als aber nun die beiderseitige Zuneigung stärker geworden war, konnten die verschiedenen Meinungen nicht mehr dem Wachstum ihrer Liebe hindern." Weiter erfahren wir, dass Sebaldus die Gattin belohnte, wenn sie seiner Erklärung der Apokalypse Beifall schenkte. „Er setzte sich ans Klavier und spielte ungebeten einige der Oden mit Melodien, von denen er wusste, dass sie seiner Frau am angenehmsten waren. Wilhelmine sang mit frohem Herzen dazu, und gewöhnlicher Weise war ein solcher Auftritt eine reiche Quelle guter Laune für diesen Tag und einige folgende Tage." Der eheliche Friede erlitt seine Störung nur durch die verschiedenen philosophischen Anschauungen. Er war eifriger Crusianer, sie „aus allen Kräften der Wolffschen Philosophie ergeben". Ja, Wolffs kleine Logik wusste sie auswendig! Nicolai findet es leicht begreiflich, wie die Philosophie der schönen Wilhelmine zuweilen eine kleine Unordnung im Hauswesen habe verursachen können, und wie es möglich gewesen, dass ein neu angekommenes Stück der Litteraturbriefe der zureichende Grund sein könne, dass der Reisbrei anbrennen musste.

Thümmel,[2]) der nur den Brautstand und die Hochzeit Wilhelminens behandelt, verrät, dass „die Strahlen der Sonne" am Morgen nach der Hochzeit „dem frohen Magister die Mischung von Scham und gedemütigter

1) Nicolai, Sebaldus Nothanker, II, 12, 14 ff.
2) Thümmel, Wilhelmine, S. 100 f.

Sprödigkeit auf den Wangen seiner zufriedenen Schöne sichtbar machten und ihn zu neuen Morgenküssen erweckten. Wie reizend blickte nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Gesicht."

St. Preux berichtet der Geliebten ausführlich von ihrer zukünftigen Ehe: „In langer süsser Trunkenheit würde die Flucht der Jahre spurlos an uns vorübergehen; und hätte endlich das Alter unsere erste Glut gekühlt, dann würde die Gewohnheit, gemeinsam zu denken, zu fühlen, die Leidenschaft durch eine nicht minder zärtlichere Freundschaft ersetzen. Alle edelen Gefühle, in der Jugend gleichzeitig mit denen der Liebe genährt und gepflegt, würden dereinst die unendliche Leere ausfüllen. Wir würden im Schoss dieses glücklichen Volkes und nach seinem Vorbild allen Pflichten der Menschlichkeit nachkommen. Unaufhörlich würden wir uns dazu vereinigen, Gutes zu stiften, und würden nicht sterben, ohne gelebt zu haben".[1])

Welch' Wunder die Vereinigung mit Julie in St. Preux hervorgerufen hat, versucht er der Geliebten zu beschreiben.[2]) Früher hatte er wol die Freude der Sinne schon geschmeckt, doch das war eine Irreführung seiner groben Seele. In Julies Armen erst hat er empfunden, dass die Erschöpfung der Sinne nur den Anfang seiner Freuden bildete. Die berauschenden Gunstbezeugungen will er entbehren, aber nicht das, was diese tausendmal überstrahlt; diese innige Vereinigung der Seelen, cette étroite réunion des âmes, die süsse Ermattung, während der sie göttliche Herzensergiessungen austauschten. Er bittet die Geliebte: „Rends moi cet abattement si doux rempli par les effusions de nos coeurs".

Wir glauben Julies Worten nicht, wenn sie in ihrer Ehe mit Herrn von Wolmar, zu der sie der Vater gezwungen hat, zu der Überzeugung sich durchgerungen glaubt, dass ein tugendhaftes Paar, weil es die Liebe weniger kenne, nicht weniger eng verbunden sei.

1) Rousseau, Nouvelle Héloise III, 18. Brief.
2) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 55. Brief.

Fielding hebt im „Tom Jones“ ausdrücklich hervor, dass in der Ehe Brigittens mit dem Kapitain gerade „das Widerspiel“ von dem sich zeigte, was viele weise Personen behaupten, die eine Liebe, die auf den Verstand gefallen, für dauerhafter erklären als eine auf Schönheit gegründete.

Agathon — Wieland stellt ihn neben St. Preux als den Berufenen, die Streitfrage über das Wesen der Liebe zu entscheiden — verbringt mit Danae die Tage, indem sie sich lieben. Alle anderen Beschäftigungen und Vergnügungen, an denen sie vorher soviel Geschmack gefunden hatten, verschmähen sie jetzt. Sie empfinden nichts anderes, sie denken an nichts anderes, sie unterhalten sich mit nichts anderem. „Und doch schienen sie sich immer zum ersten Mal zu sehen, zum ersten Mal zu umarmen, zum ersten Mal einander zu sagen, dass sie sich liebten; und wenn sie von einer Morgenröte zur andern nichts anderes getan hatten, so beklagten sie sich noch über die Kargheit der Zeit, welche zu einem Leben, das sie zum Besten ihrer Liebe unsterblich gewünscht hätten, ihnen Augenblicke für Tage anrechne. Welch' ein Zustand, wenn er dauern könnte!“

Von der Hochzeit Lottens mit Albert erfahren wir natürlich nichts, denn Werther weiss von dem Tage nichts. Aber welche Liebe er Lotte hätte geben können, geben wollen, das sagen die Worte: „Und darf ich es sagen? Warum nicht Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O, er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu erfüllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es wie du willst; dass sein Herz nicht sympathetisch schlägt — oh — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammentreffen; in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, dass unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht!“ [1]) —

---

1) Goethe, Werther, 29. Julius.

Capitel 14.

Trennung und Wiedersehen.

Der Höhe der Leidenschaft und der Tiefe der Empfindung, die die Vereinten in ihrer Seele fühlen, werden die Gefühle entsprechen, die Wiedersehen und Trennung in ihnen entfachen.

Der Gatte der schwedischen Gräfin „bezeigte eine unendliche Zufriedenheit", dass er die Gattin wiedergefunden hatte.[1]) Ihren Schmerz über den Tod des im Kriege gefallenen Gemahls vermag sie nicht zu beschreiben. Sie entschuldigt sich damit, dass die Sprachen nie ärmer waren, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzes ausdrücken will. „Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, dass ich etliche Tage betäubt gewesen bin". Von dem späteren wirklichen Tode des ersten Gatten erzählt die Gräfin, dass er am Fieber starb. „Ich will meinen Schmerz über seinen Tod nicht beschreiben; er war ein Beweis der zärtlichsten Liebe." Eine Seite später erfahren wir, dass auch Robert, ihr zweiter Gatte, der es auch jetzt zum zweiten Male wieder werden sollte, bald darauf an seiner Krankheit starb. Die Betrübnis über seinen Verlust überführte die Gräfin, wie sehr ihr Herz ihn noch geliebt hatte.

Es ist charakteristisch, dass Sophie von la Roche den Tod der Frau von Sternheim eigentlich nur vom Standpunkt der Tochter aus beklagt. Dass aber dem Gatten auch die Gattin damit entrissen wird, erfährt nur in Paranthese Erwähnung: „Seine Gemahlin hatte ihm eine Tochter gegeben, welche sehr artig heranwuchs und von ihrem neunten Jahr an (da Sternheim das Unglück hatte, ihre Mutter in einem Wochenbette zu verlieren) der Trost ihres Vaters war".

Zu heftigsten Affekten steigern sich bei Wieland die Wiedersehensszenen. Agathons und Psyches Seelen scheinen schon „durch ihre Blicke ineinander zu fliessen, bevor die von Entzückung bebenden Lippen — Psyche — Agathon — ausrufen konnten". Danae fällt in Ohnmacht,

1) Gellert, Schwedische Gräfin, I, 83.

als sie von einer Sklavin vernimmt, dass Agathon im Hause ist. Doch auch Wieland gesteht, dass solche Augenblicke sich besser malen als beschreiben lassen. Was die Liebenden beim Wiedersehen empfinden, ist „über allen Ausdruck".

Mariane erblickt Säugling, springt auf und tut einen lauten Schrei, weil sie glaubt, ein Gespenst zu sehen. Er überzeugt sie bald, dass er lebt, indem er sie „aufs feurigste" in seine Arme schliesst und den ersten Kuss auf ihre jungfräulichen Lippen drückt; unnennbare Freude zittert aus beiden in dieser Umarmung, für alle Beschreibung zu innig.[1]) (Diese Szene ist von Chodoviecki durch einen ausserordentlich leidenschaftlichen Stich illustriert. Beide umschlingen sich innig, ihre Lippen ruhen aufeinander. Sie fliegen sich förmlich entgegen.)

Mariane misst seinen Schmerz, von ihr entfernt zu sein, nach dem ihrigen und findet oft Wollust darin, wenn sie den Schmerz ihres Geliebten zu beweinen glaubt, indem sie ihren eigenen beweint.[2])

Das Einzige, was Liebende elend machen kann, ist für Panthea der Tod des Geliebten. Ein bewährtes Mittel dagegen ist ihr die eigene Sterblichkeit, wodurch man selbst seiner Qual ein Ende bereiten kann. Hoffnungslose Liebe wertet Araspes für noch entsetzlicher als den Tod der Geliebten.

Scharf beleuchtet ist Danaes Seele, indem Wieland „das Getümmel von widerwärtigen Bewegungen" zu schildern versucht, als Agathon, der sie einst schnöde verlassen hatte, in ihr Haus zurückkehrt. Bis dahin liebte sie ihn. Jetzt glaubt sie zu fühlen, dass sie ihn hasst. Sie fürchtet sich vor seinem Anblick und kann ihn kaum erwarten. Er, der Ungetreue, hatte trotz allem über ihre ganze Seele noch geherrscht. Die Erinnerung an die ehemalige Glückseligkeit ihrer Liebe war das einzige Gut gewesen, das in ihren Augen noch Wert hatte. Jetzt erwacht ihr Stolz, sie kann sich nicht entschliessen, ihm zu vergeben. Als endlich die Liebe die Oberhand gewonnen hat, stürzt sie die Furcht ihn unempfindlich zu finden, in die vorige Verlegenheit.

1) Nicolai, Sebaldus Nothanker, III, 126.
2) Nicolai, Sebaldus Nothanker, III, 103.

Getrennt von Julie vermag St. Preux seine freudige Stimmung nicht zu geniessen. Um mit der Geliebten die Seligkeit seines Glücks zu teilen, ruft seine Seele sie dorthin, wo er ist. Traurig flüchtet seine Seele zu der ihrigen und sucht an den Stätten Trost, wo Julie weilt. Das sind St. Preux' Empfindungen beim Abschied von der Geliebten.

Julie stirbt. Ihre letzten Zeilen gelten dem Jugendgeliebten: „Leben Sie wol, leben Sie wol, mein süsser Freund. . . Ach, ich beschliesse mein Leben, wie ich es begonnen habe. Vielleicht sage ich Ihnen zuviel in diesem Augenblicke, in welchem das Herz nichts mehr verbirgt. . . Weshalb sollte ich indes Anstand nehmen, alles auszusprechen, was ich empfinde? Nicht ich bin es ja mehr, die mit Dir spricht, ich liege schon in den Armen des Todes. Wenn Du diesen Brief vor Dir haben wirst, werden die Würmer schon das Gesicht Deiner Geliebten und ihr Herz zernagen, in welchem Du nicht mehr wohnst. Aber könnte meine Seele ohne Dich weiterleben? Welche Seligkeit könnte ich ohne Dich geniessen? Nein, ich verlasse Dich nicht; ich gehe nur voran, um Deiner zu warten. Die Tugend, welche uns auf Erden schied, wird uns in der ewigen Heimat vereinen. Ich sterbe in dieser süssen Erwartung; allzuglücklich, mir mit meinem Leben das Recht zu erkaufen, Dich schuldlos immerdar zu lieben und Dir es noch einmal zu sagen!"[1])

Auch Werther kennt in den letzten Augenblicken seines Lebens keine „grössere Süssigkeit", als sich mit Lotten zu unterhalten. Nach elf Uhr tritt er ans Fenster; im Anblick der Deichselsterne des Wagens, seines liebsten Gestirns, denkt er daran, wie er ihm gegenüberstand, wenn er nachts von ihr ging. Alles erinnert ihn an Lotte. In den Kleidern will er begraben sein, die sie berührt, geheiligt hat. Die blassrote Schleife soll mit ihm begraben sein.

„Sei ruhig bitte! ich bitte dich, sei ruhig! — Sie sind geladen. Es schlägt zwölf! So sei es denn! — Lotte! Lotte, lebe wol, lebe wol!" — — —

„Von Lottens Jammer lasst mich nichts sagen".

Und dann später: „Man fürchtete für Lottens Leben".

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, VI, 12. Brief.

III. TEIL.
Betrachtungen der Schriftsteller über Liebe und Ehe.

Capitel I.

Zusammenhang von Liebes- und Naturgefühl.

Es gilt die unbedingte Forderung, sich der grösseren Differenziertheit seines eigenen Gefühlslebens bewusst zu sein, wenn der Forschende dem Seelenleben vergangener Jahrhunderte gerecht werden will. Und oft wird man sich die Frage vorzulegen haben, ob die Einfachheit früheren Seelenlebens nicht nur Trug unsrer Augen ist, die vielleicht nicht immer zwischen der Ausdrucksmöglichkeit der Gefühle und ihrem Vorhandensein zu unterscheiden vermögen.

Bei der eingehenden Untersuchung des Liebeslebens in der Litteratur wird es weiterhin verschiedene Punkte geben, die festen Anhalt verleihen, um Schlüsse auf die Entwicklung der Liebe ziehen zu können. Einen solchen Anhaltspunkt gewährt z. B. die Frage, ob der Autor die Liebe als ein Problem ansieht, an dessen Lösung er sich grübelnd abmüht. Denn je grösser die Differenziertheit der eigenen Seele ist, desto stärker wird das Streben sein, sich der Ursache dieser Entwicklung bewusst zu werden. Je empfindsamer unser Herz ist, um so klarer werden wir wahrnehmen, dass auch unser Gefühlsleben den Einflüssen der Umgebung ausgesetzt ist.

Wenn tiefe Herzensliebe ahnend die Seelen erfüllt, dann wird ihr Leben in einer engen Fühlung mit all' dem stehen, was den Akkorden sympathetisch schlagender Herzen harmonisch entgegenklingt, was die Symphonie der Liebenden erhöht. Des Engverwandtseins der Liebe mit dem Naturgefühl war man sich wol von jeher bewusst.

Man wird sagen dürfen, dass ein innigeres Verhältnis des Menschen zur Natur auch den Schluss auf ein verfeinertes Liebesleben erlaubt.

In den Romanen von Richardson und Gellert findet man wenig von dem Bewusstsein des Zusammenhanges zwischen Liebes- und Naturempfinden. Erst Rousseau hat die Einflüsse der Natur auf das Herzensleben bewusst empfunden. Von ihm allein rührt die Weiterentwicklung her, welche in Deutschland auf dem Wege über Wieland zu Goethe festgestellt werden wird.

St. Preux[1]) ist von Julie für Wochen getrennt. In der Reinheit der Walliser Alpenluft, die ihn umgibt, erkennt er die Veränderung seiner Gemütsstimmung. Die reine und dünne Luft der hohen Berge lasse freier atmen, und daher fühle man sich körperlich wie geistig fröhlicher. Der Hang zu Vergnügungen zeige sich dort weniger heftig, die Leidenschaften seien massvoller. Die Seele scheine beim Eintritt in die ätherischen Regionen alle niederen irdischen Gefühle zurückzulassen und bleibende Reinheit anzunehmen. Auf diese Weise mache das glückliche Klima[2]) die Leidenschaften, welche den Menschen sonst zur Pein gereichen, zu Werkzeugen seiner Glückseligkeit. Die Leidenschaften seien hier nicht schmerzhaft, sondern liessen dem Herzen nur eine leichte angenehme Erregung zurück.

Als Julie den Geliebten vertröstet hat, dass eine heimliche Zusammenkunft in der Sennhütte ihn für alle seine aufopfernde Liebe entschädigen soll, da treibt es den beseligten, ungeduldigen St. Preux aus den Stadttoren heraus. Ihm kommt die Flur lachender, das Grün frischer und lebhafter, die Luft reiner, der Himmel heitrer vor. Aus dem Gesang der Vögel glaubt er mehr Zärtlichkeit und Liebeslust herauszuhören. Das Murmeln der Bäche erfüllt ihn mit einer leidenschaftlicheren Sehnsucht, süssere Düfte entströmen fernhin dem in voller Blüte stehenden Weinstock. Ein geheimer Zauber verschöne alle Gegenstände und verblende seine Sinne: „Man sollte fast glauben,

1) Rousseau, Nouvelle Héloise I, 23. Brief.

2) C'est ainsi qu'un heureux climat fait servir à la félicité de l'homme les passions qui font ailleurs son tourment, — — — ils perdent cette pointe aiguë qui les rend douloureux; ils ne laissent au fond du cœur qu' une émotion légère et douce.

dass sich die Erde absichtlich schmücke, um Deinem glücklichen Geliebten ein Brautbett zu bereiten, das der Schönheit, die er anbetet, und der Flamme, die in ihm lodert, würdig ist."[1])

Da bittet er die Geliebte, zu eilen, all die Pracht des Frühlings durch die Gegenwart zweier treuer Liebenden zu erhöhen. Wenn sie ihre Wonneempfindungen in die Natur hinausgetragen haben, dann erst werden diese Stätten, die „bis jetzt nur ihr schattenhaftes Bild zeigen", die ganze Natur beleben. „Denn ohne das Feuer der Liebe ist sie tot und erstarrt."[2])

Und selbst der nüchterne Rousseau der zweiten Hälfte der Héloise weist darauf hin, dass das Herz, welches die Leidenschaft empfundener Liebe nicht kennt, auch der Natur gegenüber unempfindlich ist. Herr von Wolmar und Julie müssen sich auf ihren Spaziergängen stets gegenseitig Zwang auferlegen. Denn aus Furcht, Wolmar zu kränken, wagt es Julie nicht, sich den Gefühlen hinzugeben, die die Natur um sie her wachruft. Und Wolmar, dem das Schauspiel der Natur starr und tot ist, mag seinen nüchternen Betrachtungen nicht nachhängen. Es ist durchaus psychologisch, dass der für Liebe und Natur Empfindungslose auch Atheist im Sinne des XVIII. Jahrhunderts ist.

Der Einfluss Rousseaus auf Wieland ist auch in dieser Beziehung deutlich. Der Verfasser und Begründer des ersten deutschen psychologischen Romans weiss von dem Bande, das Liebe und Natur verknüpft. Wieland spricht im Agathon selbst aus, dass die Szene bei jeder Handlung niemals gleichgiltig sei. Er versucht daher eine Beschreibung des Landgutes der Danae zu geben, indem er dem Leser den Rat erteilt, sich dasselbe so prächtig und angenehm vorzustellen, als er es selbst will: „Alles, was wir davon sagen wollen, ist, dass diejenigen, deren Einbildungskraft einige Unterstützung nötig hat, den 16. Gesang des befreiten Jerusalems lesen müssen, um sich eine Vorstellung von dem Orte zu machen".[3])

1) Rousseau, Nouvelle Héloise I, 38. Brief.
2) Allons animer toute la nature: elle est morte sans les feux de l'amour.
3) Wieland, Agathon, I, 226.

Oder Danae wählt, da sie keine Nebenabsichten hat, „eine Rasenbank im Schatten eines freien Baumes unter den ehrwürdigen Augen der Natur". Und Agathon berichtet von der Geliebten, dass sie seit einigen Wochen — nämlich denen ihrer Bekanntschaft und Liebe — eine ganz neue Empfindlichkeit für das Schöne der Natur bekommen hat; von sich selbst, als er Danaes Nähe sich durch Flucht entzogen hat: „die ganze Natur zeigte sich ihm in einer anderen Gestalt, verlor diesen reizenden Firnis, womit sie der Geist der Liebe überzogen hatte".

In Goethes „Werther" spielen fast alle Szenen zwischen Lotte und Werther auf dem Lande. Und auch die Stunden, die Werther mit dem Fräulein von B. . . . „in ungemischter Glückseligkeit phantasierend verbringt", finden ihren Verlauf in „ländlichen Szenen".[1])

Wenn Werther der Hoffnungslosigkeit seiner Lage völlig bewusst wird und seine „Beklemmung" auf Lottchens Hand ausgeweint hat, dann muss er hinaus in die Felder, einen jähen Berg erklettern, durch unwegsamen Wald einen Pfad sich bahnen, durch die Hecken, die ihn verletzen, durch die Dornen, die ihn zerreissen. Das ist dann seine Freude. Es weist auf die Romantik, wenn Werther in tiefer Nacht, „wenn der hohe Vollmond über ihm steht in einsamem Walde", sich auf einen krumm gewachsenen Baum setzt und in ermattender Ruhe im Dämmerschein einschläft.

Lottens und Werthers gleichgestimmte Seelen entdecken, dass sie eine wechselseitige Neigung zu dem Plätzchen in der Allee haben: „Hohe Buchenwände schliessen einen endlich ein, und durch ein daranstossendes Bosket wird die Allee immer düsterer, bis zuletzt alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich es war, als ich zum ersten Male an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnte ganz leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz."

Dort verlebt Werther mit Lotte und Albert die letzten Stunden vor der ersten Trennung. Rings herum tiefe Dämmerung, hinter dem buschigen Hügel geht der Mond

1) Goethe, Werther: 20. Januar, 28. August.

auf. Die schöne Wirkung dieses Mondlichtes macht alle still. Lotte endlich bricht das Schweigen. Immer müsse sie beim Mondlicht an Zukunft und Tod, an ihre Verstorbenen denken. Lotte ahnt es vielleicht, dass die Trennung unmittelbar bevorsteht und sagt: „Wir werden sein, aber Werther, sollen wir uns wiederfinden? wiedererkennen? Was ahnen Sie? was sagen Sie?"

Und Werther erwidert: „Hier und dort werden wir uns wiedersehen!"

Die Frau des neuen Pfarrers, die an der „moralisch-kritischen Reformation" des Christentums arbeitet, und über Lavaters Schwärmereien die Achseln zuckt, nennt er eine Närrin. Einer solchen Kreatur allein war es möglich, Werthers Nussbäume abhauen zu lassen.

Als sein „Herz tot ist" und verloren hat, was seines „Lebens einzige Wonne war", da ist auch sein Naturempfinden dahin.

„Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügeln sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluss zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herabschlängelt, — o! wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht, wie ein lackiertes Bildchen, und all die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer. Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Tränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist, und um ihn die Erde verdürstet."

Das Erwachen des Gefühls für die Natur war vielleicht auch die Ursache, dass es im 18. Jahrhundert Brauch wurde, zu reisen und seine Reise zu beschreiben. Sterne lässt seinen Yorik die empfindsame Reise nach Frankreich und Italien unternehmen, „als eine ruhige Reise des Herzens nach Natur und nach solchen Regungen, welche aus ihr entspringen und uns treiben, einander zu lieben — ja die ganze Welt, mehr als wir pflegen."

Capitel 2.

Beziehungen der Liebe zur Religion.

Es ist wol mit Sicherheit anzunehmen, dass dieselbe Gefühlsveranlagung, die im Menschen religiöse Anschauungen, den Glauben, hervorbringt, auch dazu beiträgt, ein zarteres Empfindungsleben zwischen Mann und Frau aufkommen zu lassen. Besonders für das 18. Jahrhundert ist die Annahme berechtigt wegen der starken pietistischen Unterströmung im Gefühlsleben. Man entlehnt fromme Worte für die Geliebte.[1]) Nur hierin berühren sich auch Rousseau und Goethe mit ihren Vorläufern. Erich Schmidt[2]) weist bereits auf Rousseaus zweite Vorrede zur Nouvelle Héloise, in der gesagt wird, dass die Leidenschaft, wenn sie ihren Gipfel erreicht hat, ihren Gegenstand im Licht der Vollkommenheit sehe, die Überschwänglichkeit der Liebe die Sprache der Andacht borge, wie fromme Überschwänglichkeit die Sprache der Liebe.

Julies[3]) letzte Worte an St. Preux geben der bestimmten Hoffnung Ausdruck, dass sie ihm im Tode vorangehe. Denn welche Seligkeit könne sie ohne ihn geniessen. Die Tugend, welche sie auf Erden schied, werde sie in der ewigen Heimat vereinen.

Werthers Abschiedsworte sind fast genau desselben Inhalts: „Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden sein! wir werden uns wiedersehen! deine Mutter sehen! ich werde sie sehen, werde sie finden, ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! deine Mutter, dein Ebenbild!“

Julie wie Werther ertragen leichten Herzens den Tod, mit lächelndem Munde. Denn er bringt sie fort von dieser harten Erde, die sie zu Pflichten zwang, in die Gefilde der Seligen, wo sie ihr Leben bestimmen können, wo ihre Liebe in Erfüllung gehen wird.

---

1) s. II, Cap. 10.
2) E. Schmidt, Richardson, Rousseau, Goethe, S. 163.
3) Rousseau, Nouvelle Héloise, VI, 12. Brief.

Julie hält eine Ehe mit St. Preux für einen Willen des Himmels: „Glaubst du nicht, dass uns der Himmel, aller Vorurteile, aller Hindernisse, aller Widerwärtigkeiten ungeachtet, doch für einander geschaffen hat? Ja, ja, ich bin dessen sicher, es ist unsere Bestimmung, dereinst vereinigt zu werden".[1])

Mylord Eduard nennt in einem Briefe an die Freundin Clara[2]) die Ehe das keusche Band der Natur, das weder der oberherrlichen Macht noch der väterlichen Gewalt, sondern dem alleinigen Willen unseres gemeinsamen Vaters unterworfen sei, der die Herzen zu lenken versteht und dadurch, dass er ihnen die Vereinigung befiehlt, sie zwingen kann, sich zu lieben.

St. Preux und Julie vereinigen sich gegen den Willen des Vaters in heimlicher Zusammenkunft, um einem Kinde das Leben zu schenken. So glauben sie eine Ehe erzwingen zu können. Doch „der Himmel[3]) vereitelte diesen auf Verbrechen gebauten Plan; ich verdiente nicht die Ehre, Mutter zu werden". Ein Unfall zerstörte mit dem Keime, den Julie in ihrem Schosse trug, auch den letzten Grund ihrer Hoffnung auf eine Ehe. „Als ob mich der Himmel damals mit allen Leiden, die ich verdient, hätte überhäufen wollen."

Lord Derbys Gedanken über die Verwandtschaft religiöser Gefühle mit denen der Liebe mögen auch noch erwähnt sein. Er folgert aus der Annahme, dass die Frömmigkeit bei den Leuten aus Eigennutz, aus Furcht vor der Hölle und Begierde nach dem Himmel entstehe:

„Genau so kann auch ihre Ergebung an einen Liebhaber allein aus der Vorstellung des Vergnügens der Liebe kommen; denn wenn die Sinne nicht soviel bei frommen Leuten gälten, woher kämen wol die himmlischen Beschreibungen ihrer himmlischen Freuden und woher die entzückte Miene, mit welcher sie Leckerbissen verkäuen?"

---

1) Rousseau, Nouvelle Héloise I, 63. Brief.
2) Rousseau, Nouvelle Héloise II, 2. Brief.
3) Rousseau, Nouvelle Héloise III, 18. Brief.

Capitel 3.

Musik beeinflusst die Liebe.

Über die Bedeutung musikalischer Einwirkung auf die Empfindungen des Herzens finden wir in den Romanen verschiedentliche Äusserungen der Autoren. Wie an anderer Stelle[1]) nachgewiesen ist, hatte musikalisches Leben im 18. Jahrhundert schon weiten Boden gefasst. Scheinbar galt es genau so wie jetzt als ein unbedingtes Erfordernis für die gebildete junge Dame, dass sie Klavier spielte, die Laute schlug oder den Gesang pflegte.

Wie weit die Musik zur Unterhaltung der Liebenden diente, und in welchem Masse man der Einwirkung auf Gefühlsauslösungen sich bewusst war, davon erfahren wir verhältnismässig wenig.

Das Fräulein von Sternheim singt auf einem Gartenfest. Auf Lord Derby macht jedoch der Gesang keinen nennenswerten Eindruck. Er zieht ihn nur in Erwägung, als er wie all die andern Sophie verdächtigt, dem Fürsten Erfüllung seiner lüsternen Begier gewährt zu haben, und annimmt, dass „die Wirkung ihrer von Musik, Pracht und Geräusch empörten Sinne es vermocht habe".[2])

Von einem veredelnden Einfluss der Musik ist nicht die Rede, geschweige dass sie zur Erlösung heftiger Leidenschaften würde.

Werthers Lotte setzt sich an das Klavier, wenn ihre Seele mit der des Geliebten so nahe in Berührung gekommen ist, dass ein Aussprechen ihrer Liebe unvermeidlich zu werden droht. Dann spielt sie ein Menuett auf, um die dumpfe Schwüle zu bannen. Stets, wenn Lotte „etwas im Kopf" hat, „trommelt" sie sich auf dem verstimmten Klavier einen Contretanz vor. „So ist alles wieder gut", gesteht sie uns selbst.[3])

Ausführlich berichtet Agathon[4]) über sein Verhältnis zum Reich der Töne. Er liebt die Musik, „welche die Leidenschaften besänftigt und die Seelen in ein angenehmes

1) s. II, Cap. 5.
2) Geschichte des Fräulein von Sternheim, 1, 254.
3) Goethe, Werther, 16. Junius.
4) Wieland, Agathon, 1, 97 ff.

Staunen wiegt, oder mit einem feurigen Schwung das Lob der Unsterblichen singt und das Herz in heiliges Entzücken setzt; oder drückt sie Zärtlichkeit aus, so soll es die Zärtlichkeit der Unschuld sein oder die rührende Freude der einfältigen Natur. Was Agathon im Hause der Danae hört, sind Sirenengesänge, die den üppigsten Liedern Anakreons einen Reiz geben, welcher selbst aus unangenehmen Lippen verführerisch gewesen wäre. . . Symphonien, welche die Seele in ein bezaubertes Vergessen ihrer selbst versenken und, nachdem sie alle ihre edleren Kräfte entwaffnet haben, die erregte und willige Sinnlichkeit der ganzen Gewalt der von allen Seiten eindringenden Wollust ausliefern".

Wir wundern uns nicht, dass Agathon durch Danaes Gesang in einen Zustand versetzt wird, „dass alle seine Sinne Ohr waren, während sein ganzes Herz in die Empfindungen zerfloss, die in ihrem Gesange herrschten". Und wir glauben, dass Agathon-Wieland es durchaus nicht unangenehm war!

Capitel 4.

Über die Eigenart der Liebe der Frau und die des Mannes.

Es ist durchaus erklärlich, dass in einer Zeit, in der man alle andere Erkenntnis gewinnen zu können glaubt, auch das Forschen nach dem Wesen der Liebe ausserordentlich rege wird. Der Nüchternheit des Zeitalters aber entspricht es, wenn man Liebe lehren will. Man versucht, das Rätsel glücklicher Liebe und Ehe selbst auf Formeln, in Paragraphen zu bringen, wie ein treffendes Beispiel an früherer Stelle nachgewiesen hat (s. II, 13). Wo die Verfasser der Romane derartig der Ergründung des Liebeslebens entgegentreten, wird man fragen dürfen, ob die Liebe ihnen überhaupt ein Problem war. Das unendlich Problematische der Liebe wird in dem Masse einem stärker bewusst werden, in welchem man das Neue, bisher Unerlebte, Rätselreiche in sich tiefer, innerlicher empfinden

lernt. Erst dann, wenn die Liebe zum Wunderbaren, zum unbegreiflichen Erlebnis wird, kann die Erkenntnis aufdämmern, dass in der Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Charakters der Schlüssel zum Lösen des Rätsels liegen könnte. Die Liebe der Frau muss wol verschieden sein von der des Mannes. Und doch müssen wiederum beide grosse Gemeinsamkeiten aufweisen, welche das innige Band des Mannes mit der Frau verknüpfen.

Sophie von la Roche versucht all dem nachzuspüren. Die „Wirkung eines schlechten Geschmacks“ nennt sie „das Loben männlicher Eigenschaften des Geistes und Charakters in einem Frauenzimmer.“ Die Frauen hätten wol gleiche Ansprüche wie die Männer an alle Tugenden und Erkenntnisse, aber in der Ausübung müsse immer die Verschiedenheit des Geschlechts bemerkt werden. Die Natur selbst habe die Anweisung gegeben, da sie z. B. in der Leidenschaft der Liebe den Mann heftig, die Frau zärtlich gemacht habe.

Ganz besonders viel verrät uns Sophie von la Roche[1]) von der Liebe ihrer Geschlechtsgenossinnen. Und das Urteil einer Frau über die Frau wird ganz besonders beachtenswert sein. Sie versichert von sich selbst, dass ihr Herz allein durch den Sohn der himmlischen Venus verwundet werden könnte. Und auch nur unter der Voraussetzung, dass die Tugend in ihrem Herzen neben dieser Liebe ungestört erhalten wird. Wir erfahren weiter, dass Schönheit und Witz keine Gewalt über ihr Herz haben; auch nicht eine feurige Leidenschaft oder zärtliche Reden. Darin sieht sie, wie in den Lobeserhebungen ihrer persönlichen Annehmlichkeiten, nur die Vergnügungsucht des Mannes. Es rührt sie allein die Achtung für die gute Neigung ihres Herzens und für die Bemühungen ihres Geistes, Talente zu sammeln. Das hält sie für das Zeichen einer gleichgesinnten und der wahren, dauerhaften Liebe.

Die Urteile männlicher Autoren über den Charakter der Frau klingen dagegen allerdings etwas anders. Wenn Thümmel hervorhebt, dass Wilhelmine mit zufriedenem

1) Gesch. des Frl. von Sternheim, I, 335, 336 ff.

Mitleid den Einfluss ihrer Person auf das starke Geschlecht betrachte, so wollen wir dieses Argument für die Absicht der Frau, Begierden einzuflössen, nicht allzu hoch werten. Aber wir können uns dieser Behauptung gegenüber, die im Gegensatz zu jener von Sophie geäusserten steht, doch nicht verschliessen, da wir sie im „Agathon" fast wörtlich bestätigt finden: „Ein Frauenzimmer findet all Zeit ein Vergnügen darin, Begierden einzuflössen, auch wenn sie nicht gesonnen ist, sie zu vergnügen. Die Spröden selbst sind von dieser Schwachheit nicht ausgenommen. Wozu brauchen wir von einem Liebhaber zu hören, dass wir reizend sind? Wir wollen es aus den Wirkungen sehen, die wir auf ihn machen. Je weiser er ist, desto schmeichelnder ist es für unsere Eitelkeit, wenn wir ihn aus seiner Fassung setzen können."[1])

Der Philosoph der Liebe verschärft dieses Urteil noch, indem er es Danae selbst in den Mund legt. Unwillkürlich muss man jedoch über diese grollenden Reden lächeln, denn man fühlt zu deutlich seine eigene Unfähigkeit, solchen weiblichen Angriffen widerstehen zu können.

Auch für Thümmel scheinen die Frauen etwas Gefahrvolles an sich zu haben, denn Wilhelmine steckt dem Pfarrer den Verlobungsring an, statt dass es umgekehrt geschähe.[2]) Doch gerade hier muss man sich hüten zu folgern. Denn es ist fast unmöglich zu entscheiden, in welchem Masse die komische Situation ausgebeutet werden sollte und welche Stellung der Autor dazu selbst einnimmt. Und ähnlich ist es schliesslich auch in den Romanen Wielands, dessen zierliche Rokokostimmungen schwer erraten lassen, wie weit es dem Verfasser Ernst mit seinen Behauptungen ist. Das weibliche Geschlecht ist von ihm mit vielen Beobachtungen bedacht. Agathon behauptet, dass die Frau stets geneigter sei, den Männern alle Thorheit, wozu nur die Liebe immer verleiten könne, zu verzeihen, als die Wiederherstellung in den natürlichen Zustand unsrer gesunden Vernunft. Oder Wieland verlangt von der Frau das Geständnis, dass wir ihr desto mehr

1) Wieland, Agathon I, 187.
2) Thümmel, Wilhelmine, S. 33 ff.

gefallen, je mehr wir durch Schwachheiten, wozu sie uns bringen könne, die Obermacht ihrer Reizungen über die eingebildete Stärke unseres Verstandes beweisen. — Für den Mann von Verstand sei die Frau stets unterhaltend; „und wenn die schöne Frau etwas Dummes sagt (welches den schönen Frauen zuweilen so gut begegnen soll als den hässlichen) macht es einen merklichen Unterschied, ob man sie nur hört oder ob man sie zugleich sieht. Denn im letzten Falle ist man immer geneigt, alles was sie sagen kann, vernünftig oder artig oder wenigstens erträglich zu finden. Sieht man sie jedoch nicht, so wird der Begriff ein ähnlicher wie der, den ein Tauber mittels eines Paares gesunder Augen von einem Concerte sich machen würde!"

Die Liebe des Mannes ist eigensüchtig. Darin stimmen Sophie von la Roche, Thümmel und selbst Wieland, wenn gleich mit spöttischem Lächeln, überein. Thümmel karikiert die Liebe des Mannes trefflich, wenn er dessen Motive zur Heirat in Stolz und in der Begierde nach einem bequemlichen Amt sucht. Bei der Wahl der Tochter des vornehmen Kirchenrats würde der Pfarrer sicher Superintendent werden und als solcher ein langes ruhiges Leben geniessen können, „von den Truthähnen seiner freigebigen Diözes und den Komplimenten gemeiner Pfarrer gemästet." Die Entscheidung zwischen dieser „Partie" und Wilhelmine dauert in des edlen Pfaffen Seele vier volle Jahre!

Wieland lässt Madane[1]) ein altes Lied singen: „Indem der Jüngling dich vergöttert, spottet er heimlich deiner Erniedrigung. — Du meinst, er liebe Dich? Törichte! wenn er im Sonnenschein deiner Blicke hüpft, wenn er die Röte deiner Lippen, die Weisse deines Halses, die runden wächsernen Arme und die schlanke leicht schwebende Gestalt bewundert, so liebt er sich selbst. Begierde, lüsterne Begierde ist seine Liebe."

Und Aspasia[2]) beklagt ein gefühlvolles Herz, wenn es blos auf eigene Unkosten lernen muss, „sich gegen ein Geschlecht zu verwahren, das von uns nichts als seine

1) Wieland, Araspes und Panthea, 325.
2) Wieland, Agathon, III, 150.

Befriedigung sucht, und von dem wir immer betrogen werden, solange wir es nach uns selbst beurteilen".

Wie Aspasia und Mandane tritt Julie[1]) tapfer für die Frau ein. Sie wettert gegen jene Philosophen wie Wieland, die weibliche Scham für erkünstelt halten; denn diese sei eine natürliche Einrichtung wie die männliche Kühnheit, deren Notwendigkeit — Verteidigung und Angriff — sich leicht nachweisen lasse.

Dann weist Rousseau darauf hin, dass Mann und Weib von der Natur überhaupt nicht dieselbe Bestimmung erhalten hätten, und daher müsse jeder Teil bei seinen Neigungen und bei der Art zu denken und zu fühlen von seinem besonderen Gesichtspunkte ausgehen. Ein vollkommenes Weib und ein vollkommener Mann dürften sich in ihren geistigen Anlagen nicht ähnlicher sein als in ihrem Äussern. Die unglückselige Sucht, es dem andern Geschlecht gleich zu tun, sei der Gipfel der Unvernunft; sie errege den Spott der Weisen und verscheuche die Liebe.

Capitel 5.

Das Bestreben, das Wesen der Liebe analysieren zu wollen.

Alle diese Romanschriftsteller wollen gewissermassen eine Formel für die Liebe finden.

Gellert[2]) warnt seine Leser, doch ja nicht anzunehmen, dass sie deshalb nur ihre Seelen liebten, weil sie Verehrer der Wissenschaften seien. Er versichert uns, dass er bei allen seinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur habe lachen müssen. „Der Körper gehört so gut als die Seele zu unserer Natur. Und wer uns beredet, dass er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen oder er weiss garnicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die blos auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, 1, 46. Brief.

2) Gellert, Das Leben der schwedischen Gräfin von G . . ., 1, S. 37 ff.

kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinst hochmütiger Schulweisen, die sich schämen, dass ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur Tat käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen".[1])

Ähnliches sagt Sophie von la Roche über die Liebe. Unsere Seele handele durch unsere Sinne; wenn diese auf eine widerwärtige Weise zurückgestossen würden, so könnten aus dem Kontrast des Zwanges der Lehre und der starken Liebe zum Vergnügen, die durch die Natur in uns gelegt sei, schlimme Folgen für unser moralisches Leben entstehen. Umsonst habe der Schöpfer die süssen Empfindungen der Freude nicht in uns gepflanzt.

Hermes nennt in „Sophiens Reise" die Liebe den Ausbruch der Sinnlichkeit, „Anfall eines weiblichen Wahnwitzes". Diese Leidenschaft zu fliehen, sei die einzige Möglichkeit, sie zu besiegen. „Die Liebe ist die allerfürchterlichste Verblendung".[2])

Fielding tritt nicht als Verfechter für die Leidenschaft auf, welche nur ein Verlangen ist, seinen gierigen Appetit mit einer gewissen Quantität zarten, weissen Menschenfleisches zu stillen. Genauer bestimmt sei diese nur Hunger. Wie sich kein Fresser schäme, seinen Appetit durch das Wort Liebe auszudrücken und zu sagen: ich liebe dieses oder jenes Gericht, so könne auch der Liebhaber dieser Gattung mit eben der Schicklichkeit sagen: ich hungere nach diesem oder jenem Frauenzimmer. Er tritt als Sachverwalter für jene Liebe auf, die, ob sie gleich ihre Wünsche auf eine weit feinere geistigere Weise befriedige, doch nichtsdestoweniger ihre eigene Befriedigung ebenso dringend suche als der gröbste von allem unserem Hunger.

Fielding berührt auch die augenblicklich so heiss umstrittene Frage der unehelichen Liebe. Er nennt sie ein Verbrechen, das an sich selbst schon sehr schändlich, in seinen Folgen aber fürchterlich wäre. Die Mutter

1) Gellert, Das Leben der schwedischen Gräfin von G. . ., II, S. 141.
2) Hermes, Sophiens Reise von Memel nach Sachsen, I, 71 f; 85.

würde dadurch ehrlos gemacht und gleich den Aussätzigen unter den Juden aus der menschlichen Gesellschaft verbannt. Ehrsame Menschen duldeten sie nicht in ihrer Gesellschaft. Und Leidenschaft der Liebe werde doch kein Weib als Entschuldigung anführen wollen, denn das hiesse eingestehen, dass es sich als Puppe und Spielzeug der Männer achte. „Liebe, in so barbarischem Sinne wir auch immer die Meinung dieses Wortes nehmen mögen, ist an und für sich eine vernünftige und löbliche Leidenschaft, und kann nie ohne gegenseitig zu sein, gewalttätig werden."

Die Frau müsse durch eine Betrachtung all des Elends, das der Mann über sie brächte, der sie zu unehelicher Liebe verleiten wolle, um sich ein verächtliches Vergnügen auf allzugrosse Unkosten der Frau zu erkaufen, den Mann in das rechte Licht stellen. Denn nach „den Gesetzen der Gewohnheit fällt die ganze Schande nebst allen ihren fürchterlichen Folgen auf die weibliche Seite".

„Kann Liebe, welche allemal das Beste des geliebten Gegenstandes sucht, ein Frauenzimmer zu einem Handel verleiten wollen, der so völlig zu ihrem Nachteil ist?"

Fieldings Zeit- und Streitgenosse Sterne[1]) wendet sich im Besonderen gegen jene „eiskalten Köpfe und lauwarmen Herzen, die ihre Leidenschaften niederpredigen oder verlarven können," und fordert ihre Antwort, was für ein Verbrechen es sei, dass der Mensch Leidenschaften habe, oder was sein Geist bei dem Vater der Geister anderes zu verantworten habe, als wie er dagegen gestritten? Und in seiner Verteidigung der Leidenschaft fährt er fort:

„Wenn die Natur das Gewebe der zärtlichen Empfindungen so gewebt hat, dass einige Fäden von Liebe und Verlangen durch das Stück mitlaufen, muss denn das ganze Gewebe deswegen zerrissen werden, um sie herauszuziehen? Gib, grosser Beherrscher der Natur! gib solchen Stoikern die Rute! sagt' ich bei mir selbst. — Wohin deine Vorsehung mich stellen mag, meine Tugend zu prüfen, — wie gross meine Gefahr — wie schlüpfrig

1) Sterne, Yoricks empfindsame Reise, II, 83, 84.

die Umstände sein mögen — lass mich die Regungen empfinden, die daraus entspringen, und welche mir zukommen als einem Menschen; und wenn ich solche als ein guter Mensch regiere, so will ich den Ausgang deiner Gerechtigkeit überlassen — denn du hast uns gemacht, und nicht wir selbst."

Rousseau gibt uns in seiner Nouvelle Héloise einen köstlichen Einblick in das Entstehen der Liebe im Herzen der liebenden Frau, im Herzen des verlangenden Mannes.

St. Preux hat stets Héloise bedauert und Abälard als einen Elenden verachtet: „Wehe dem, der mir Moral predigt, an die er sich selbst nicht binden will! Wer sich von seiner Leidenschaft bis zu diesem Grade verblenden lässt, findet in ihr bald seine Strafe und verliert den Geschmack an Gefühlen, denen er seine Ehre geopfert hat. Die Liebe ist ihres grössten Reizes beraubt, sobald sie nicht mehr mit Züchtigkeit gepaart ist. Um ihren ganzen Wert zu empfinden, muss das Herz völlig in ihr aufgehen und muss uns erheben, indem es den geliebten Gegenstand erhebt. Nehmen Sie das Ideal der Vollkommenheit hinweg, so nehmen Sie gleichzeitig alle Begeisterung hinweg; heben Sie die Achtung auf, und die Liebe ist nichts mehr. Wie sollte eine Frau einen Mann ehren, der sich selbst entehrt? Wie wird er selber im Stande sein, der zu huldigen, die sich nicht gescheut hat, sich einem elenden Verführer preiszugeben? Sie werden sich demnach in Kurzem gegenseitig verachten; die Liebe wird für sie zu einem schamlosen Umgang herabsinken; sie werden die Ehre verloren und das Glück nicht gefunden haben".[1])

Julie ist empört[1]) über Worte und Reden und Benehmen St. Preux', dem der bittere Vorwurf zu Teil wird, dass sie wol solche Ausdrücke beim Vorübergehen am Hafen habe anhören müssen; aber nie hätte sie geglaubt, dass ein anständiger Mensch sie im Munde führen könnte. „Dessen bin ich wenigstens völlig sicher, dass sie im Wörterbuche der Liebe nicht verzeichnet stehen, und der Gedanke lag mir fern, dass sie zwischen Ihnen und mir

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 24. Brief. 2) ib. I, 50. Brief.

gebräuchlich werden könnten.“ „O, von wie eigentümlicher Beschaffenheit muss Ihre Liebe sein, wenn sie ihre Freuden auf diese Weise würzt.“ Sie sieht ihm sein Verfehlen nach, da er von einem langdauernden Festmahle kam. „Halten Sie sich versichert, dass ein Stelldichein, wo Sie mich bei kaltem Blute so behandelt hätten, das letzte in unserm Leben gewesen wäre.“ Sie fragt ihn, ob er in den traurigen Wahn verfallen sei, dass glückliche Liebe der Scham gegenüber keine Rücksicht mehr zu nehmen brauche, und dass man der keine Achtung mehr schuldig sei, deren Strenge man nicht zu befürchten habe? „Es reden so viele Leute von Liebe und verstehen doch so wenige zu lieben, dass die meisten ihre reinen und sanften Gesetze in den elenden Grundsätzen eines verworfenen Umgangs zu erkennen glauben, der, da er bald von sich selbst gesättigt ist, zu Ungeheuern der Einbildungskraft seine Zuflucht nimmt und, um sich zu erhalten, immer tiefer sinkt“.

Die wahre Liebe scheint für Julie das keuscheste aller Bande zu sein. Ihr himmlisches Feuer sei es, das die natürlichen Triebe des Menschen veredele, indem es sie auf einen einzigen Gegenstand lenke. Diese Liebe entziehe uns den Versuchungen und sei die Ursache, dass mit Ausnahme dieses einzigen Gegenstandes das eine Geschlecht für das andere bedeutungslos sei. „Für eine gewöhnliche Frau ist jeder Mann immer ein Mann; aber in den Augen des Weibes, dessen Herz liebt, gibt es keinen andern Mann als seinen Geliebten. Was sage ich? Ist der Geliebte wirklich nichts anderes als ein Mann? Ach, ein wie ungleich erhabeneres Wesen ist er doch! Für die, welche liebt, gibt es gar keinen Mann; ihr Geliebter ist mehr, alle Übrigen sind weniger; sie und er sind die einzigen ihrer Gattung. Die Sinnlichkeit schweigt in ihnen, sie lieben. Das Herz folgt nicht den Sinnen, sondern leitet sie“. Die keusche Glut wahrer Liebe macht ihre Liebkosungen erlaubt und rein; Züchtigkeit und Keuschheit sind selbst im Schosse der Lust ihre Begleiterinnen, und sie allein weiss dem Verlangen der Sinne alles zu gewähren, ohne gegen die Schamhaftigkeit

zu verstossen. Ausschweifung und Liebe können nicht Hausgenossen sein, sie schliessen einander vollkommen aus.

St. Preux erklärt seiner liebenswürdigen Predigerin, dass es vergeblich sei, ihn in seinen Rechten kränken zu wollen. Eine heisshungrige Liebe lasse sich nicht mit Predigten abspeisen. Er erinnert sie an die ihm versprochenen und schuldigen Entschädigungen, „denn all die Moral, mit der du mich so verschwenderisch bedacht hast, ist zwar sehr gut, aber, was du auch immer sagen mögest, die Sennhütte wäre doch noch besser“.[1])

Der heisse Wunsch wird ihm gewährt. Und St. Preux erfährt eine Wandlung in seinen Gefühlen, die einen weniger leidenschaftlichen, aber einen süsseren, zärtlicheren und lieblicheren Charakter angenommen haben. Sie sind wol friedlicher, aber dafür auch herzlicher und mannigfaltiger geworden; ohne schwächer zu werden, haben sie sich vervielfältigt. Die Stunde süsser Ermattung, während der sie göttliche Herzensergiessungen austauschten, überstrahle tausendmal die berauschenden Gunstbezeigungen. Bis dahin hatten ihn seine groben Sinne irregeführt, nur in ihnen hatte er das höchste Glück gesucht und jetzt musste er sich davon überzeugen, dass gerade ihre erschöpften Freuden erst den Anfang der seinigen bildeten.

Bei der Liebe hat man es mit einem Naturgesetz zu tun, welches der Mensch nicht verletzen darf. Wie Mylord Eduard ist auch Julie davon überzeugt. Denn sie war mit St. Preux durch ihr ganzes Wesen verbunden, wie sie selbst der Freundin gesteht.[2]) „Seine Neigung galt nicht nur den Gesichtszügen und dem Äussern; mich, mich liebte er und nicht mein Gesicht. Und solange Julie dieselbe geblieben, wäre auch die Liebe, ob auch die Schönheit verschwand, immer geblieben.“

Auch Julies Mutter sieht ein, wie sichtlich ihre Liebe den Charakter von Seelenverwandtschaft an sich trägt, die weder die Zeit noch menschliche Bemühungen zu trennen im Stande sein würden.[3])

Über das Entstehen echter Liebe äussert sich Julie

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, I, 45. Brief. 2) ib. III, 4. Brief. 3) ib. III, 13. Brief.

dahin, dass sie nur aus gegenseitiger Zuneigung und Übereinstimmung der Seelen erwachsen könne.[1]) „Man liebt nicht, wenn man nicht geliebt wird, wenigstens nicht lange. Leidenschaften ohne Gegenliebe, die der allgemeinen Behauptung nach so viele unglücklich machen, beruhen nur auf Sinnlichkeit; wenn manche trotzdem auch die Seele aufregen, so geschieht es nur in Folge fälschlich angenommener Übereinstimmung, über die man bald enttäuscht wird. Die sinnliche Liebe kann des Besitzes nicht entbehren und hört auf mit Erlangung desselben. Die wahre Liebe kann des Herzens nicht entbehren und dauert, solange die Übereinstimmung währt, welche sie hervorgerufen hat."

Erwähnt sei schliesslich noch, dass Julie[2]) mit bittrer Verachtung der Menschen gedenkt, die so niedrig denken, dass sie einen Lohn, den das Herz allein gewähren darf, dem Elende abkaufen und einem verhungerten Munde die zärtlichen Küsse der Liebe rauben wollen.

Nicolai lobt an seiner Heldin Mariane die kalte Vernunft ihrer Überlegung — was vieles junge Volk nicht wissen wolle — dass Liebe nicht ewig in gleicher Anspannung dauern könne, und dass neben der Liebe, so wünschenswert sie sei, dennoch mehr Gegenstände in der Welt seien, die edlen Seelen auch erstrebenswert erscheinen. Das wäre allerdings gegen den Brauch einer Romanheldin, die unverletzliche Beständigkeit an den Tag legen und sich eher töten lassen müsse, als sich einem Gegenstande zu ergeben, für den sie nicht die heisseste Liebe fühle; aber im gemeinen Leben habe er häufige Beispiele dafür gefunden, dass wolgezogene Frauenzimmer, wenn sie gleich zur brünstigsten Leidenschaft Zunder in sich gefühlt hätten, dennoch, selbst in nicht so misslichen Lagen wie Marianes, ebenso vernünftig gehandelt hätten.

Hettner[3]) weist schon auf den Grundton in Wielands Romanen: „Das unerschöpfliche Thema, das er von allen Seiten anfasste, blieb die mächtigste und einflussreichste

1) Rousseau, Nouvelle Héloise, III, 18. Brief. 2) ib. I, 39. Brief.
3) Hettner, Litteraturgeschichte des XVIII. Jahrhunderts III, 2. S. 24 f.

aller menschlichen Leidenschaften, die schon bisher sein ganzes Leben beherrscht hatte: die Liebe". Wie Fielding, Sterne und Rousseau ist Wieland ein scharfer Kritiker der englischen moralischen Romane, die Menschen ohne Leidenschaften, ohne Schwachheit, durch etliche Bände voll wunderlicher Abenteuer in der einförmigsten Gleichheit mit sich selbst herumführen. Die Handelnden seiner Romane lieben nicht nur, sondern er bemüht sich, alle Einflüsse auf das Entstehen der Liebe psychologisch zu ergründen. Schier unendlich sind daher seine Betrachtungen über die Liebe. Ganz besonders interessiert ihn das Problem des Verhältnisses des Physischen zum Psychischen in der Liebe. Wie er selbst die Wandlung vom asketisch Enthaltsamen zum glühenden Verehrer weiblicher Schönheit hatte durchleben müssen, so lässt er auch seine Romanhelden denselben Werdeprozess durchgehen.

So ergeht es Araspes[1]), den Cyrus nachdrücklich vor der Schönheit der Panthea gewarnt hat. Denn die Liebe hänge nicht gänzlich von unserem Willen ab und sei nicht so gelehrig, jedem Winke der gebietenden Vernunft zu folgen. Es liege nicht in unsrer Macht, sie einzuschränken oder zu unterdrücken, wie es uns gefalle. Doch Araspes, der Liebe noch unkundig, ist von dem Gegenteil überzeugt. Denn unsere Gedanken und Neigungen seien mehr in unsrer Gewalt als unser Körper, der uns doch gehorche. Seine Liebe begnüge sich am blossen Anschauen der Vollkommenheit und könne nie von der Weisheit verdammt werden. „Sie ergötzt sich an Tugend und innerer Güte, an Schönheit, dem Leibe der Tugend, und Anmut, ihrer sichtbaren Ausstrahlung, ohne dass dieses Wohlgefallen eine andere Wirkung haben sollte, als den angeborenen Trieb der Seele nach Vollkommenheit auf sich selbst zu richten". Darauf erwidert Cyrus: „Du redest von einer sehr geistigen Liebe, mein Freund; aber ich fürchte, es sei noch eine andere, von nicht so edler Art, die zuweilen die Gestalt ihrer schönen Schwester entlehnt, um sich in unverwahrte Herzen einzu-

1) Wieland, XVI, 193 ff.

stehlen. Und diese wird es wol sein, über die sich so viele Liebende beklagen, dass sie von ihr zu den niedrigsten Taten der unmännlichsten Sklaverei genötigt werden."

Araspes weist entrüstet diesen Einwurf zurück. Man missbrauche den Namen Liebe, um die vorbeirauschende Raserei des Schwelgers zu entsündigen. Cyrus verweist ihn auf die Gefahr infolge der Schwäche des menschlichen Herzens und auf die Gewalt der allzureizenden Leidenschaft, die „so sanft und schmeichelnd sie anfangs sei, doch den ungezähmten Sturmwind und den schmetternden Blitz an wilder Heftigkeit übertrifft". Aber diese Liebe kennt Araspes nicht, den nur alles Schöne, alles Erhabene, in seiner Art Vollkommene anzieht.

Im Agathon[1]) erfahren wir, dass es so verschiedene Gattungen von Liebe — nach der Aussage eines Kenners, der wol Wieland selbst war! — gibt, dass es nicht unmöglich wäre, drei oder vier Personen zu gleicher Zeit zu lieben, ohne dass sich eine derselben über Untreue zu beklagen hätte. Agathon hatte in Delphi für die Priesterin etwas zu empfinden angefangen, das derjenigen Art von Liebe glich, die (nach Fieldings Ausdruck) ein wolzubereitetes Roastbeef einem Menschen einflösst, der guten Appetit hat. Diese animalische Liebe hatte, eh' er es selbst noch wusste, was daraus werden könnte, der Zärtlichkeit weichen müssen, welche ihm Psyche einflösste. Die Zuneigung, die er zu diesem liebenswürdigen Geschöpfe trug, war eine Liebe der Sympathie, eine Harmonie der Herzen, eine geheime Verwandschaft der Seele, welche sich dem, der sie nicht aus Erfahrung kennt, unmöglich beschreiben lässt, eine Liebe, an der das Herz und der Geist mehr Anteil haben als die Sinne. — „Diejenige Liebe, worin sich beide ineinander mischen, welche die Sinne, das Herz und den Geist zugleich bezaubert, die heftigste, die reizendste und gefährlichste aller Leidenschaften, war ihm noch unbekannt."

Die geistige Liebe[2]) nennt Wieland den „Weg zum Anschauen des wesentlichen Schönen. Die Liebe, welche

1) Wieland, Agathon, I, 219 ff. 2) ib. II, 40 f.

die Flügel der Seele entwickelt, sie mit jeder Tugend und Vollkommenheit schwellt, und zuletzt durch die Vereinigung mit dem Urbild des Guten in einen Abgrund von Licht, Ruhe und unveränderlicher Wonne hineinzieht, wo sie gänzlich verschlungen und zu gleicher Zeit vernichtet und vergöttert wird". Es ist jene Liebe, die auch Petronius meint, welche bei Liebenden nicht einen Tausch, sondern eine wirkliche Vermischung der Seelen verursacht. Die Griechen hätten von der Liebe ganz andere Begriffe gehabt als die heutigen Europäer, eifert Wieland.[1]) Es sei hier freilich nicht die Rede von den metaphysischen Spielwerken oder Träumen des göttlichen Platon, der zwischen Bedürfnis und Leidenschaft als Werk der Natur und Werk der Phantasie unterscheide. „Ihre Begriffe schienen der Natur, und also der gesunden Vernunft, näher zu kommen als die unsrigen, in welchen scytische Barbarei und maurische Galanterie auf die seltsamste Art kontrastieren. Sie ehrten die eheliche Freundschaft; aber von dieser romantischen Leidenschaft, welche wir im eigentlichen Verstande Liebe nennen, und welche eine ganze Folge von Romanschreibern bei unsern Nachbarn jenseits des Rheins und bei den Engländern bemüht gewesen sind, zu einer heroischen Tugend zu erheben, von dieser wussten sie ebensowenig als von der weinerlich-komischen, der abenteuerlichen Hirngeburt einiger neuerer, meist weiblicher Skribenten, welche noch über die Begriffe der ritterlichen Zeiten raffiniert, und uns durch ganze Bände eine Liebe gemalt haben, die sich von stillschweigendem Anschauen, von Seufzern und Tränen nährt, immer unglücklich und doch selbst, ohne einen Schimmer von Hoffnung, immer gleich standhaft ist. Von einer so abgeschmackten, so unmännlichen, und mit dem Heldentum, womit man sie verbinden will, so lächerlich abstechenden Liebe wusste diese geistreiche Nation nichts, aus deren schöner und lachender Einbildungskraft die Göttin der Liebe, die Grazien und so viele andere Götter der Fröhlichkeit hervorgegangen waren. Sie kannten nur die Liebe, welche

1) Diese Stelle des ‹Agathon› erwähnt auch Blankenburg in seinem ‹Versuch über den Roman›, S. 486.

scherzt, küsst und glücklich ist, oder richtiger zu reden, diese allein schien ihnen, unter gehörigen Einschränkungen, der Natur gemäss, anständig und unschuldig". Doch Wieland begnügt sich nicht mit dem Feststellen der Wirkung der Liebe; er will auch ihrer Entstehung nachgehen. Die Hauptschuld an der Erregung zärtlicher Gefühle tragen für ihn Schwermut und Traurigkeit, welche die Seele dazu nach und nach schlaff machen:

„Dieser Satz ist so wahr, dass tausend Liebesverbindungen in der Welt keinen andern Grund haben. Ein Liebhaber verliert einen Gegenstand, den er anbetet. Er ergiesst seine Klagen in den Busen einer Freundin, für deren Reizungen er bis dahin vollkommen unempfindlich gewesen war. Sie bedauert ihn. Er findet sich dadurch erleichtert. Die Schöne ist erfreut, dass sie ihr gutes Herz zeigen kann. Ihr Mitleiden rührt ihn, erregt seine Aufmerksamkeit. Sobald eine Frauensperson zu interessieren anfängt, sobald entdeckt man Reizungen an ihr."

Nach Wieland ist es „die Ahnung neuer Vergnügen einerseits, andrerseits die Eitelkeit, diese grosse Triebfeder des weiblichen Herzens, das Vergnügen sozusagen, über eine Nebenbuhlerin zu siegen, indem man liebenswürdig genug ist, den Verlust des Gegenstandes einer grossen Leidenschaft zu ersetzen, die Begierde, das Andenken desselben auszulöschen, vielleicht auch die Gutartigkeit der menschlichen Natur und das Vergnügen, glücklich zu machen".

Für eine weitere Quelle der Liebe[1]) hält der Liebesforscher Wieland „das Anschauen eines Gegenstandes, der unsere Einbildungskraft bezaubert". Sehr ausführlich beschreibt er das Wachstum der Liebe aus dieser Keimform: „der Wunsch, diesen Gegenstand immer anzuschauen, ist der erste Grad derselben. Je bezauberter dieses Anschauen ist, und je mehr die an dieses Bild der Vollkommenheit angeheftete Seele daran zu entdecken und zu bewundern findet, desto länger bleibt sie in den Grenzen dieses ersten Grades der Liebe stehen. Dasjenige, was sie hierbei erfährt, kommt anfangs demjenigen ausserordentlichen

1) Wieland, Agathon, 1, 232 f.

Zustande ganz nahe, den man Verzückung nennt. Alle anderen Sinne, alle tätigen Kräfte der Seele scheinen stillzustehn und in einem einzigen Blicke, worin man keine Zeitfolge gewahr wird, verschlungen zu sein" usw.

Agathon verspürt selbst die Zweischneidigkeit seiner Liebesgefühle, indem er unterscheidet zwischen einem mechanischen Triebe, der nicht gänzlich von ihm abhängt, und dem Willen seiner Seele. So vielseitig und gründlich auch Wieland dem Wesen der Liebe nachgeforscht hat, sie bleibt ihm trotz alledem eine tyrannische Leidenschaft,[1]) vor der ein Philosoph sich aber hüten könne, denn: „die Abderitinnen waren zwar schön; aber die gütige Natur hatte ihnen die Dummheit zum Gegengift ihrer körperlichen Reizungen gegeben".

Goethes „Werther" enthält eigentlich gar keine Reflexionen über die Liebe. Das liegt in der Natur dieses Leidenschaftromans selbst begründet und unterscheidet ihn auch von allen früheren. Die wenigen aphoristischen Gedanken über die Wunderkraft der Liebe sind dafür desto bezeichnender.

„Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht! Kaum bringst du das Lämpchen hinein, so scheinen dir die buntesten Bilder an deine weisse Wand! Und wenn's nichts wäre, als das, als vorübergehende Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davorstehen und uns über die Wundererscheinungen entzücken."[2])

Und durch die Erzählung[3]) des Bauernburschen von der Leidenschaft zu seiner Hausfrau wird es Werther zum völligen Bewusstsein, dass „diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft also keine dichterische Erfindung" sei. „Sie lebt, sie ist in ihrer grössten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen! Wir Gebildeten — zu nichts Verbildeten!"

---

1) Wieland, Göschen, XIX, Abderiten, 1, 172.
2) Goethe, Werther, 18. Julius. 3) ib. 4. September.

Capitel 6.

Über das Erhalten der Leidenschaft.

Einen interessanten Einblick in die Vertiefung des Liebesproblems wird auch eine kurze Übersicht bieten, die Gedanken der Romanschriftsteller über das Erhalten der Leidenschaft wiedergeben soll. Sie wird dazu beitragen, einen Wertmassstab für das Gefühlsleben dieser Epoche zu finden.

Der der Liebesleidenschaft noch unkundige Araspes[1]) wird von Arasalubes gewarnt, den Taumel der berauschten Vernunft für langdauernd zu halten. Eine so sinnlich schwärmerische Liebe ersticke am Genuss. Er gibt ihm den Rat, zu rechter Zeit weise zu sein und zu denken, wie er später gewiss, aber alsdann zu spät denken würde, wenn seinen entzauberten Begierden nichts mehr zu wünschen übrig wäre.

Und in der Liebe Agathons zu Danae scheint der Beweis zu liegen, dass die menschliche Natur nur eines gewissen Masses von Vergnügen fähig zu sein scheint und einen anhaltenden Zustand von Entzückung ebensowenig ertragen kann als eine lange Dauer des äussersten Schmerzes. „Beides spannt endlich die Nerven ab und bringt uns zu einer Art von Ohnmacht, in welcher wir garnichts mehr zu empfinden fähig sind."

Bald meint Wieland, dass es im Wesen der Liebe liege, so zärtlich und unkörperlich sie immer sein möge, zuzunehmen, bis sie das Ziel erreicht habe, wo die Natur sie erwartet habe. Bald ist er der Ansicht, dass der Genuss niemals das Grab wahrer Zärtlichkeit gewesen sei.

Als Agathon in Traurigkeit verfällt, macht sich Danae selbst Vorwürfe,[2]) dem Geliebten zuviel Beweise ihrer Liebe gegeben zu haben. Wäre es nicht besser gewesen, ihm den Sieg schwerer zu machen; nicht sicherer, ihm nicht die ganze Stärke ihrer Leidenschaft zu zeigen, anstatt sich wegen der Erhaltung seines Herzens allein auf die gänzliche Dahingebung des ihrigen zu verlassen? Deshalb

1) Wieland, Araspes und Panthea, Göschen I, 348.
2) Wieland, Agathon, 1, I, 312.

vertauscht[1]) sie den Landaufenthalt mit dem in der Stadt, wo sie einander nicht immer sehen würden, wo ihre Liebe sich zu verbergen genötigt und durch den Reiz eines geheimen Verständnisses erhalten würde; die Zerstreuungen des Stadtlebens, die Gesellschaft, die Lustbarkeiten würden Agathon bald genug wieder so feurig als jemals in ihre Arme zurückführen.

Frau von Wolmar[2]) verdient den Namen einer Lebenskünstlerin. Sie hütet sich vor Ausschweifungen. Denn das Leben ist kurz, Grund genug, es bis zum Ende auszukosten.[3]) „Wenn uns ein Tag der Übersättigung ein Jahr des Genusses raubt, so ist es sehr unweise gehandelt, unsern Begierden stets bis zu ihren letzten Regungen nachzugeben.“ „Die Kunst, die Freuden zu würzen, fällt mit der Kunst zusammen, mit ihnen zu geizen.“ Frau von Orbe nennt es Julies System, dass die beiden Geschlechter verschiedene Beschäftigungen suchen und sich verschiedenen Zerstreuungen überlassen, die bei ihnen einen gegenseitigen Überdruss nicht aufkommen lassen; im Gegenteil, sie gewinnen dadurch, denn nun sehen sie sich stets mit um so grösserem Vergnügen wieder. Enthaltsam zu sein, um zu geniessen, ist Julies Philosophie, der Epikuräismus der Vernunft.

1) Wieland, Agathon, II, 157 ff.
2) Rousseau, Nouvelle Héloise, V, 1. Brief.
3) Rousseau, Nouvelle Héloise, VI, 5. Brief.

IV. TEIL.

Aus dem Liebesleben einiger den Romanen zeitgenössischen Persönlichkeiten.

Eine Parallele zwischen dem Liebesleben in den Romanen und dem in der Wirklichkeit jener Zeit wird dazu förderlich sein, weiterhin das Verhältnis der Frau zum Manne historisch zu beleuchten. Doch vielleicht ist es noch gewagter, aus dem Briefwechsel einiger Persönlichkeiten Schlüsse auf das wirkliche Liebesleben der Zeit zu ziehen. Denn gerade in unserer Epoche ist das Briefschreiben eine Modekrankheit. Aber dennoch möchte ich die Berücksichtigung des Briefmaterials für sehr gerechtfertigt halten. Denn einmal wird es nicht schwierig sein, Echtes vom Gefälschten im Gefühlsausbruch zu unterscheiden. Persönliche Färbungen werden charakterisierend sein. Zum andern wird hie und da die Stellungnahme der Schreibenden zur Litteratur verraten, in welchem Masse diese Ausdruck des Zeitempfindens war. Und drittens haben wir von einigen zeitgenössischen Schriftstellern neben den Romanen und Briefen Abhandlungen, die den Zweck verfolgen, nicht in dichterischer Einkleidung ihre Ansichten über Liebe und Ehe genau festzulegen.

Capitel 1.

Beginn der Frauenbewegung und die Stellungnahme der Zeitgenossen.

Das 18. Jahrhundert hat die moderen Frauenbewegung geschaffen. Der Streit für oder wider die Gleichberechtigung ist allgemein. An der Spitze dieser Bewegung steht Gottsched und seine Gattin. Er, dem das feinere

Gefühl für die Poesie im Grunde fehlt, hat ein Verständnis für die Seele der Frau. Wohl macht er der Braut „Vorschriften, wie ein tugendhaftes Frauenzimmer sein soll“ [1]), aber zur Ausbildung ihres Verstandes verschafft er ihr alle Möglichkeit. Hilfreich geht er seiner Geliebten in ihrem Bestreben, sich weiter zu bilden, zur Hand. Er empfiehlt ihr zur Lektüre Fénelon, Fontenelle, die Marquise von Lambert. Als Geschenk spendet er ihr den „Brutus“ von Voltaire, Junkers Briefsteller, die Wochenschrift „der vernünftige Träumer“, ein musikalisches Lexikon und Noten. [2]) In welch hohem Masse Frau Gottsched gebildet war, ist litterarhistorisch genügend bekannt. Ihre Freundin Runkel berichtet von dem rühmenden Ausspruche des Professor Schwabe, dass Frau Gottsched „den Herodot, Homer, Longin, Plutarch und Cicero zu lesen wagte“, „dass sie besondere Neigung hatte, den tiefsten und wahren Grund der Philosophie, nämlich die Lehren der Mathematik einzusehen.“ Unermüdlich war die Frau mit Übersetzungen beschäftigt.

Wie brennend im allgemeinen das Bildungbedürfnis der Frau war, beweisen auch die vielen Anfragen, die Gellert erhielt, um Rat zu erteilen. Auf das Geständnis einer Dame, [3]) sie lese gute und nützliche Bücher gerne als angenehmsten Zeitvertreib, ohne die Schriften eines Gellert, Cronegk, Wieland und Klopstock würde ihr das Leben eine Last sein, empfiehlt Gellert ihr wenig zu lesen. „Ihre Clarissa und Ihr Grandison sind vortreffliche Bücher, aber Ihrem Herzen scheinen sie schädlich zu sein. Nehmen Sie also künftig lieber historische, blos moralische, physikalische Bücher zur Hand.“ Die Einsamkeit solle sie meiden und sich nützlichen Geschäften unterziehen, die sich „für ihren Stand und Geschlecht schicken“. „Die Kenntnis und Besorgung des häuslichen Wesens ist eine rühmliche Pflicht; und das Haus weislich regieren helfen, ist besser, als die schönsten Bücher lesen und keine häuslichen Pflichten besorgen.“ Stets empfiehlt Gellert das „Magazin für erwachsene Frauenzimmer“ der Mme. Beau-

1) Briefe der Frau Gottsched, Dresden 1771, 1, 3; cf. ferner H. Lachmannski, die deutschen Frauenzeitschriften des XVIII. Jahrhunderts. Berliner Dissertation 1900.
2) Briefe der Gottschedin 1, 5, 19, 21, 49, 55, 161.
3) Gellert, Briefwechsel, Bern und Amsterdam 1774, 1, 216, 258 f; 308, 313.

mont; ferner den „Zuschauer“ und Herrn Wilkes „Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer“, auch Thomsons „Jahreszeiten“. Mit dem Engländer Dodridge[1]) hält er das weibliche Geschlecht für die bessere und tugendhaftere Hälfte des menschlichen Geschlechts. Aber vor gelehrten Frauenzimmern erschrickt er, weil er fürchtet, dass sie etwas anderes sind, als sie sein sollen. Er achtet die Frauen hoch, die über die weiblichen Pflichten, die sie erlernten, sich durch das Lesen guter Bücher aufheitern und ihr Herz edler bilden.

Wesentlich moderner muten uns Wielands Ansichten an, die er über weibliche Bildung entwickelt. Zweimal hat er seine Anschauungen vertreten, 1786 in der Vorrede zu der „Allgemeinen Damenbibliothek“, zum zweiten Male in einer Abhandlung „über den historischen Kalender für Damen für das Jahr 1791 von Friedrich Schiller“.[2]) Aus diesen Aufsätzen Wielands geht deutlich hervor, wie zu Ausgang des 18. Jahrhunderts der Kampf um die Gleichberechtigung der Frau wogt. Wieland tritt mit ganzer Seele für die Ebenbürtigkeit in geistiger Beziehung ein, ja er spricht der Frau in mancher Beziehung mehr Fähigkeiten zu als dem Manne. Dabei fühlt man jedoch deutlich heraus, dass er die gelehrte Frau nicht wünscht, sondern die gebildete, d. h. jene, die nur in dem Masse sich über die Erfolge der Wissenschaft orientiert, wie es ihre spätere Stellung als Hausfrau und Mutter zulässt. Am wenigsten dürften die Germanen ihren Frauen den Anspruch auf Gleichberechtigung versagen, da „bei ihnen schon in ältesten Zeiten Hochachtung des weiblichen Geschlechts und Anerkennung seiner Rechte an Freiheit und Teilnehmung an den edelsten Angelegenheiten und Vergnügungen“ herrschte. Es sei kein Grund, deshalb die Frauen von der verfeinernden Bildung auszuschliessen weil die Urgrossmütter auch ohne Wissenschaft und Litteratur, Muster von Klugheit, Treue, Mut und Keuschheit waren. Wie für jede Nation der Zeitpunkt komme, wo sie der Aufklärung und Verfeinerung durch Wissenschaften und Künste nicht ohne grossen Nachteil

1) Gellert, Briefwechsel I, 319.
3) Wieland, Hempel, Ges. Werke, XXXV, 229–257.

entbehren könne, so gelte dieses auch von dem weiblichen Geschlecht. Die Kultur müsse bei beiden Geschlechtern verhältnismässig gleichen Schritt halten. Es sei nur die Frage zu lösen, welche Grenzen die Frauen ihrer Wissbegierde etwa zu setzen hätten. Diese seien eigentlich garnicht vorhanden. Darüber entschieden Anlage, Musse, Stand, Fähigkeiten, obgleich ihre angeborene Bestimmung von der Natur gegeben und ihr besondere Gaben und Tugenden verliehen seien. Solange die Väter und ihre Männer damit einverstanden wären, könnte niemand etwas dagegen einwenden. Er erinnert an das Beispiel des 17 jährigen Fräuleins Donna Maria Isidora Quintana de Guzmann y la Cerda, das öffentlich mit 158 knasterbärtigen Doktoren disputierte. Wenngleich Wieland die Entscheidung über die Grenzen der Wissenschaftpflege durch die Frau dem Manne überlässt, so können wir doch aus seinen scharfen Einwürfen gegen die Zweifler an den Fähigkeiten der Frau vernehmen, dass er für die Bildung der Frau im modernen Sinne eintritt. Denn desto gediegener würde die Bildung der Kinder, je besser die Erziehung der Mutter selbst gewesen wäre. Und auch Wissenschaft aus Beruf zu treiben, gesteht er dem weiblichen Geschlechte zu. Sicherlich vertrat er als ziemlich Vereinsamter diese Anschauung. Das beweisen seine vielfachen Verteidigungen. Wir Menschen des 20. Jahrhunderts verstehen das völlig. Denn die Schwächlinge, die die Gleichberechtigung der Frau meist aus dem Motiv der Angst vor der Rivalität nicht anerkennen wollen, mit höhnischem Lächeln über solche Fragen zur Tagesordnung des Stammtisches übergehen, sind — so fürchte ich — nicht in erheblichem Masse weniger gewor den!

Und Wieland betont, dass die Ausbildung der Frauenseele ihr auch ein Recht gibt, sich als Genossen der nationalen Verbindung zu betrachten, als Mitglied des politischen Körpers, dem sie angehört, an den höheren Gesinnungen der Vaterlandsliebe und am allgemeinen Wohle des Ganzen in ihrem Masse teilzunehmen. Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung“ und die „Geschichte des dreissigjährigen Krieges“

von Schiller seien Werke, geeignet, der Frau das Bewusstsein von ihrem Verhältnis zur politischen Gesellschaft zu erhalten.

Der Bundesgenosse Wielands im Kampfe für das Recht der Frau auf Bildung ist Schiller.[1]) In seiner Abhandlung „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“ (1793/95) fordert er, dem Winke der Natur zu folgen und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art sei man im stande, das weibliche Geschlecht an den Schätzen der Weisheit teilnehmen zu lassen, das seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem männlichen zwar nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung die Wahrheit teilen könne.

Den veredelten Affekt der Liebe empfiehlt Schiller dem moralischen Gefühl. Er sei von allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen und das Eigentum feiner Seelen wären, die fruchtbarste an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprächen. „Von ihrem heiligen Feuer wird jede eigennützige Neigung verzehrt, und reiner können Grundsätze selbst die Keuschheit des Gemüts kaum bewahren, als die Liebe des Herzens Adel bewahrt.“ Göttliche Funken wisse sie oft aus gemeinen Seelen zu schlagen und die menschliche Natur in die Höhen zu heben.

Hören wir auch noch das Urteil einer feinsinnigen Frau über Erziehung und Verkehrsformen junger Mädchen. Zwei Aufsätze hat Pauline Fürstin zu Lippe, Prinzessin von Anhalt-Bernburg im „Jahrbuch für die Menschheit oder Beiträge zur Beförderung häuslicher Erziehung, häuslicher Glückseligkeit und praktischer Menschenkenntnis“[2]) veröffentlicht. „Der eine behandelt den Tanz in Rücksicht seiner Wirkung auf das weibliche Herz“, der andere „die jetzt allgemeine Gewohnheit jungen Frauenzimmern Talente zu geben.“ In diesem erklärt die Verfasserin, dass die Erwerbung von Talenten der weiblichen Bestimmung passend

1) Schiller, Säcular-Ausgabe, XII, Philos. Schriften, 2., S. 136 ff. hg. von Oskar F. Walzel.

2) Neudruck Insel-Verlag, Leipzig 1903 hg. v. H. Schulz.

sei, aber sie dürfe nicht bewirken, dass Wichtigeres darüber versäumt würde. Sie billigt die Erlernung der Tonkunst und des Zeichnens wol, da die Frauen dadurch den Gatten aufheitern „und selbst vor Langweile und dem Heisshunger nach Gesellschaft und Zerstreuungen bewahren“ könnten. Die Fürstin tadelt aber, dass man mit dem Lehren zu früh begönne. Darüber vergesse man, das Herz zu bilden, was eher geschehen müsste, als die Ausbildung der Hände. Nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften gebühre der Vorrang; leicht erführe dieser sonst seine Zurücksetzung, da Talente für das muntere leichtsinnige Mädchen mehr Reiz hätten, als ernste Beschäftigungen. Kindern vor dem 13. Jahre fehle noch der Geschmack und die richtige Schätzung des Schönen. Aber vor allem dürfe man die Erwerbung von Talenten nicht zur Hauptsache machen. Es wäre eine zur Mode gewordene Allgemeinheit, die Mädchen weiter nichts lernen zu lassen. Die Folge wäre, dass das junge Mädchen Huldigung erwarte, die sie auch empfange, und eitel würde. Jedes Lob raube dem zukünftigen Gatten einen Teil seiner Zufriedenheit. „Denn das arme Geschöpf, im jungfräulichen Stande an Verehrung, an Anbetung gewöhnt, dünkt sich unbeschreiblich unglücklich, wenn nach dem Rausch der Flitterwochen die Gefühle ihres Mannes in kältere Freundschaft sich wandeln.“ Unwillig würfe sie nun Alles hin und vergässe das in einigen Monaten, was sie soviel Mühe, soviel Zeit gekostet habe. — Ja, andere Mädchen erwürben bloss Talente, um Männer zu fesseln. Hätten sie ihren Endzweck erreicht, dächten sie nicht wieder an das Mittel.

Der Tanz sei von frühester Erziehung an oft der Hauptgegenstand des Unterrichts. Das Kind würde anstatt zur Gattin und Mutter zur Tänzerin ausgebildet. Für häusliche Ausbildung bleibe keine Zeit, jede Lernbegierde sei geschwunden. Das Ballkleid bekunde „eine ängstliche Sorgsamkeit, auch den geringsten Reiz herauszupressen, oft auf Kosten der Anständigkeit“. Solche „ungewöhnlich freche Entblössungen“ hielten „selbst schätzbare Weiber“ für den Ball erlaubt. Sie wollten also beitragen, Begierden einzuflössen. Der Tanz sei der Jugend gefährlich.

Capitel 2.

Unselbständigkeit bei der Wahl des Lebensgefährten.

Die Unselbständigkeit der Menschen in der Wahl des Lebensgefährten verraten die vielen Ansuchen um Ratschläge in dieser schwierigen Lebensfrage, welche die Gottschedin wie Gellert empfangen. Cramer berichtet in der Biographie Gellerts: „Väter wollten von ihm wissen, wie sie ihre Söhne erziehen, Mütter, wie sie ihre Töchter bilden, junge Frauenzimmer, was sie über diese und jene Anträge zur Verheiratung für Entschliessung fassen sollten“ u. s. w.

Die Gattin des Leipziger Poetenlehrers gibt einem Herrn, der ihren Rat erbittet, folgende Ratschläge: „Da die Vorsicht Ihnen soviel Mittel gegeben, als eine ordentliche Wirtschaft erfordert, so sollen Sie nicht auf grosses Vermögen sehen; eine Neigung, die (mit Ihrer Erlaubnis zu sagen) Ihrem Geschlechte so sehr eigen ist, dass es oft der Hauptverdienst der Person sein soll, die sie zu wählen pflegen. Ihre Geliebte sei nicht so hässlich, dass man an ihrer Gestalt, in ihren Zügen merkliche Fehler zu tadeln finde, aber durchaus nicht so schön, dass jeder sie für eine Göttin halte, und ihre Eitelkeit durch seinen Weihrauch erwecke oder vermehre. Ihr Herz muss ihre äussere Gestalt übertreffen und ganz vollkommen gut sein“ u. s. w.[1])

Die Beantwortung von Mme. Schulz'[2]) Anfrage über die Wahl eines Ehemannes gibt der Frau Gottsched Gelegenheit, sich über das Vorrecht der Männer zu beklagen, dass es nur diesen zustände, sich die Gattin zu wählen, während umgekehrt ihrem Geschlechte es selten frei stände, sich selbst einen Gatten zu wählen. Die Gottschedin rät dem jungen Fräulein, ja die nötige Überlegung anzustellen, ob ihre Neigung wirklich echt sei. Denn diese sei freilich die Hauptsache und sollte bei allen Anfragen in Betracht gezogen werden. Wenn sie weiterhin freiwillig ihre Neigung dem sie wählenden Manne

1) Briefe der Frau Gottsched II, 255 ff.; 2) do. III, 21 ff.

schenke, mit seinen Verhältnissen zufrieden sei und sich zutraue, ihre liebsten Neigungen zur Wissenschaft nun zum Nebengeschäft zu machen; wenn alle diese Opfer für ihren Freund sie nicht viel Überwindung kosteten, dann wäre Ihre Neigung gegründet und sie würde glücklich.

Die Klage, dass Vermögen oft die Heirat bestimme, ist allgemein gewesen. Fräulein B. gesteht dem Beichtvater Gellert, sie wäre nicht reich genug, um verheiratet werden zu können. Gellert stimmt dem zu, vergisst jedoch nicht, sein Geschlecht zu entschuldigen. Die Männer sähen wol auf das Vermögen ihrer Wahl, sie hätten auch wohl Ursache, darauf zu sehen. Aber Geld sei die geringste Aussteuer eines Frauenzimmers. Wenn künftig ein Mann ihr die Hand anböte, könne sie aber auch desto sicherer sein, dass er sie selbst, nicht ihre Erbschaft suche.[1])

Boie[2]) beklagt sich in einem Briefe an Bürger: „Ich muss leider! vernünftig, d. h. Geld zu heiraten suchen, und Mittel und was sonst ein ehrlicher Mann fordern kann, finden sich so leicht nicht beisammen". Tatsächlich aber hat Boie später eine Ehe aus echter Herzensneigung mit seiner Freundin Luise Meyer geschlossen.

Eine grosse, ja bestimmende Rolle für eine dritte Heirat spielt bei Bürger das Geld. Seine Schwester, Friederike Müllner, unterstützt ihn wacker in der Suche nach einer reichen Frau. Aber sie möchte doch auch wissen, dass der Bruder die Frau, die sie „auf dem Rohr" hat, auch wirklich innig lieben könnte. Sonst möchte sie um aller Welt willen nicht die Hand im Spiel haben, denn die Erwählte wäre von Charakter ein zweites Gustchen, die ein gutes Schicksal verdiene.[3])

Sie schätzt das Schwabenmädchen nicht auf 1000 Taler. „Ich halte sie ohngefähr unseres Gelichters gleich, für so einen Pastorenschlag von 5—6000 Taler, und wenn nun da die Frau Mutter auch noch von mitzehren muss, so möchte sie dir wol nicht aus deiner Not helfen können."

Auch seinen Freund J. J. H. Elderhorst hatte Bürger beauftragt, nach einer reichen Frau Umschau zu halten.

1) Gellert, Briefwechsel 1, 321.
2 Bürgers Briefwechsel hg. v. A. Strodtmann, Berlin 1874. III, 52; 3) ib. III, 304 ff.

Elderhorst beantwortet „den wichtigsten Punkt aus Bürgers Brief“ zuerst, „die gewünschte reiche Frau“: „In allen Ehren, versteht sich wol von selbst! Frauens genug, . . . , aber was der TTTeifel ist: So fehlt es nach des bekannten Philosophen Wehnens Ausdruck: An der Hutje bei der Putje; welches soviel sagen will, dass die Pudenda nicht vom gediegenen Golde sind. Willst Du Dich indessen, weit über Kant hinaus, philosophisch distinguieren: so heirate Franz [Franziska Strecker] und dein Glück ist gewiss physisch und moralisch gemacht.“[1])

Viel verrät von Bürgers Charakter ein Brief, den er am 17. August 1781, also noch zu Lebzeiten seiner ersten Gattin Dorothea Marianne, geb. Leonhart, an Boie schreibt: „Dass Du vernünftig heiraten willst, daran tust Du sehr wol. Denn ohne Vernunft ist und bleibt man ein Erzgeneralhundsvott auf Erden. Das erfahre ich an meinem eigenen Leibe und Leben. Hat dein Weibsbild nur die rechte Portion jener beliebten und belebten Vernunft, so nimm sie, das übrige mag beschaffen sein, wie es will. Denn alles übrige ist Schaum und Seifenblase. Die Vernunft aber ist das einzige Solide bei der Affäre. Wenn ich noch einmal wieder in meinem Leben heiraten sollte, wahrhaftig! ich heiratete wol eine Kuh, wenn sie nur an der bewussten Vernunft keinen Mangel hätte. Gott stärke und erhalte dich bei dieser Philosophie! Amen, Amen!“[2])

Das allgemein Übliche war es, einen Bekannten oder Freund zu bitten, eine Lebensgefährtin zu suchen. So handelte Georg Forster, der seinem Freunde, dem Berliner Buchhändler Spener, nach L. Geiger, „den förmlichen Auftrag gegeben hatte, für ihn eine Frau auszusuchen, und sich mehrfach geneigt gezeigt hatte, auf dessen Vorschläge einzugehen.“[3]) „Gar zu viel suche ich nicht bei einem Weibe“, schreibt Forster Ende 1782.

Ohne Forster zu lieben, widerspricht Therese der Verlobung nicht, weil sie ihrem Vater nicht mehr zur

---

1) Bürgers Briefwechsel III, 312; 2) ib., III, 55.

3) L. Geiger, Therese Huber, 1764—1829. Leben und Briefe einer deutschen Frau. Stuttgart 1901; S. 36.

Last fallen will, obwol sie zur Zeit noch nach anderer Seite hin nicht völlig frei ist. Ihr Herz gehört F. L. W. Meyer; ihre Leidenschaft weiss sie zu dämpfen; sie verkehren wie Geschwister. Forster stimmt in die Freundschaft mit Meyer freudig ein, er schwärmt mehr als die zwei, lässt sie einander ewige Liebe schwören, erbittet von Therese keinen Kuss, den sie nicht auch Meyer anbietet. So berichtet Therese selbst zwanzig Jahre später.[1]) Die Parallele Werther-Lotte-Albert ist augenscheinlich. Aber wie himmelweit verschieden sind die Gefühlstiefen!

Der Sohn fragt sowol ihre wie seine Eltern um Einwilligung. Elise Bürger[2]) erzählt von der unglücklichen Liebe des jungen Dieterich, eines Buchhändlers Sohn, der vergeblich den Vater um die Einwilligung bittet. Der Vater verweigert diese mit der Begründung: er wolle keine Geheime Justizrattochter für ihn haben. Sie hätte zuviel Belesenheit und Verstand und zu wenig wirtschaftliche Kenntnisse, dabei zu wenig Vermögen. Die Mutter der Geliebten, durch das Betragen des Alten gekränkt, verbietet Lotten den jungen Mann zu sehen, obgleich sie nur das Glück des Herzens ihrer Tochter zu machen wünscht. Der Vater tut dasselbe. Und dennoch bleiben sich beide treu. Die Hochzeit hat sie schliesslich vereint.

Biester[3]) erzählt Bürger von einem anderen Falle, dass ein junges Mädchen mit einem Studenten ohne Zuneigung verlobt ist. Biester verkehrt mit ihr, „öffnet" ihr Herz. Sie liebt ihn, der selbst schon verlobt ist. Biester nährt, trotz der Unmöglichkeit, Friederike heiraten zu können, ihre Liebe mehr und mehr. Seine Bedenken darüber sind gering, denn er glaubt sich genügend entschuldigt, da er von Anfang ihrer Bekanntschaft an ihr von seiner Liebe zu Doris erzählt habe. So ist es statthaft, dass in den freundschaftlichen Verkehr auch bei ihm oft die Liebe sich hineinmischt.

Ähnlich ist es mit Huber[4]), dem zweiten Gemahl der Therese Heyne. Ihr, die damals an Forster verheiratet ist,

1) L. Geiger, Therese Huber, S. 44.
2) Bürgers Briefwechsel IV, 133. 3) ib. I, 249.
4) Geiger, Therese Huber S. 44.

erzählt er von dem Verhältnis zu seiner Braut Dora Stock. Therese ist der Ansicht, dass Huber Dora sofort gestehen müsse, dass die Zeit sein Gefühl verändert habe, dass er ohne Recht an ihr Herz wäre. Huber zittert vor der Wirkung dieser kräftigen Handlungweise. Er mag die Bande nicht zerreissen, sondern will sie lösen. Therese verwirft dieses aus Stolz. Zwei und ein halbes Jahr streitet sie mit ihm über diesen Punkt. Sie gewinnt die Überzeugung, dass seine Briefe für Dora Stock so sind, dass wenig weiblicher Stolz dazu gehöre, um sie nicht zu begreifen.

Bezeichnend für die Abhängigkeit der Verlobten ist auch der Brautstand Forsters und Theresens. Forster[1]) muss die Briefe für seine Braut an den Vater senden. Von Liebe soll nicht gesprochen werden. Nach Geiger sind es „Selbstbetrachtungen, Schilderungen der Umgebung, sowol der Landschaft als der Menschen, gute Lehren über Lektüre und Charakterentwickelung. Auch Mitteilungen aus der eigenen Lektüre, sowie Belehrungen über Küche und Haushalt. Es sind keine Liebesbriefe. Forster redet die Adressatin mit „Sie" an und versteigt sich höchstens zu der Bezeichnung: „meine beste, einzige Freundin."

Hier anknüpfend mag erörtert werden, welche Lektüre Therese in die Hand bekommt. Vor ihrer Mutter Tod im dreizehnten Jahre hat sie bereits Romane gelesen. Dann Übersetzungen in den Landbibliotheken. Nach der Mutter Tode führt Voltaires „Karl XII." sie in die neuere Geschichtschreibung ein. Nur Altklassisches liest sie nicht. Das langweile sie. Stolz versichert sie, nie einem Modegötzen, nicht dem Werther, nicht Siegwart, nicht Götz von Berlichingen, nicht Rousseau, nicht den Räubern untertan gewesen zu sein. In einem Briefe an Bürger, erklärt sie, dass seine Gedichte erst die Männerzärtlichkeit auf den männlichen Weg zurückführten. Jede Leserin seines hohen Liedes werde den Dichter lieben in der süssen Täuschung, der Gesang töne Wahrheit. Jeder Mann und Jüngling könnte daraus lernen, „Dank für Liebe und Ehrfurcht für den Fehler, den für ihn die Liebe beging," zu hegen.

1) Bürgers Briefwechsel III, 240 f.

Klagen über das männliche Gechlecht hören wir von Männern wie Frauen. Eine gewisse Angst beherrscht jede Frauenseele vor dem Entschluss der Wahl des Lebensgefährten. Daraus erkläre ich mir die Bitten von Frauen und Männern um Gellerts Rat, welche Wahl sie treffen sollen. Philippine Gatterer[1]) ist ein deutlicher Beweis für meine Ansicht. Unüberlegt hat sie einst einem von bürgerlicher und gelehrter Welt geschätzten Mann ihr Wort gegeben und — gebrochen. Hart findet sie es, Leute zu kennen, bei deren Anblick ihr Inneres bewegt würde und gegen die bald Vernunft, bald Vorurteil streitet. Vielleicht drohe ihr das Schicksal, einen gefühllosen, ernsthaften Mann, oder einen durch Spiel, Trunk, Wollust Verworfenen, der tief unter ihr stehe, heiraten zu müssen. Da der Ehestand so viele Leiden mit sich brächte, möchte sie ihre Ehe lieber noch verschieben, um dann einen Mann ganz nach ihrem Sinn zu heiraten. „Kurz einen, in dessen Armen ich froh lebte, und mit ungeteilter Liebe, gegen den ich nicht die Welt verliesse. —"

Gellert verschreibt jungen Damen in seiner Abhandlung „Über die Ehe und ihre Verpflichtungen" — eine lehrhafte Studie, die dem Bedürfnis der Zeit entsprach! — ein Rezept, um eine glückliche Wahl zu treffen! „Die blosse Furcht, unglücklich zu wählen, ist kein Beweggrund, der uns von der Ehe zurückhalten kann. Die Ehe ist von Gott verordnet. Folglich dürfen wir nicht vor ihr zittern."[2]) Der sicherste Weg zu einer glücklichen Ehe sei dieser: Man verbringe seine Jugend in Unschuld. Man erwerbe sich liebenswürdige Eigenschaften der Seele und nützliche Geschicklichkeiten und vernachlässige die Anmut und Gesundheit des Körpers nicht. Man befleissige sich leutseliger und gefälliger Sitten. Man verbessere die eigentümlichen Fehler seines Temperamentes oder seiner ersten Erziehung. Man höre bei seiner achtsamen Wahl zuerst auf die Stimme des Herzens; dann frage man seine Vernunft, und höre zugleich den Verstand derer an, die wir hochachten. „Das Auge darf ermuntern, aber es soll die Wahl nie entscheiden."

1) Bürgers Briefwechsel II, 142 f.
2) Gellert, Moralische Vorlesungen VII, 562 ff.

Capitel 3.

Rationalistische Auffassung der Ehe. — Beginn einer neuen Liebe: Sturm und Drang. — Ehevertrag. — Ausstattungversicherung. — Vom Alter der Heiratenden und dem Verhältnis der Zahl der Ehen zur Bevölkerung im 18. und 20. Jahrhundert.

Die Ehe ist dem Rationalismus deshalb so sympathisch, weil es wenige Fälle gäbe, wo man der Welt nützlicher sein könnte als in der Ehe. Gellert ist gegen die Geldheiraten, denn dabei würde die Hauptabsicht der Ehe vergessen: statt des Bundes der Liebe würde nur ein elender Kontrakt geschlossen. Er empfiehlt folgendes Experiment: „Man setze zwei verständige und gesittete Personen von beiden Geschlechtern, die einander kannten und liebten und auf das Geheiss ihrer Herzen, unter der Einwilligung der Klugheit und auf den weisen Rat vernünftiger Eltern und Freunde, dieses heilige und genaue Bündnis schliessen; und alsdann wird ihre Ehe 1000 Beschwerlichkeiten nicht treffen." „Die Verschiedenheit des Charakters von beiden Geschlechtern ist ein weisheitsvoller Kontrast." „Die Freude, die Eltern über ihre Kinder empfinden, ist ohne Widerrede die lebhafteste in dem Umkreise aller irdischen Vergnügungen."

Ohne Ehe keine öffentliche Ruhe, keine Erziehung der hülflosen Geschöpfe. Ausserdem führe die Vielweiberei mehr Beschwerlichkeiten als Annehmlichkeiten mit sich. Deshalb könne sie von der Vernunft nicht gebilligt werden. Die Auflösung der Ehe bedeute den Umsturz der allgemeinen Ruhe.

Bürger betont das Recht der Sinnlichkeit. „Unsere Sinne müssen ein wechselseitiges Behagen an einander finden, welches sich nicht gerade nach Jugend und Schönheit, sondern oft nach einem unerklärbaren Etwas richtet, das sich weder malen noch beschreiben, sondern allein im Innersten fühlen lässt. Dieses Etwas lässt sich weder geben noch nehmen".[1])

1) Bürgers Briefwechsel, IV, 28 cf. IV, 2.

Biester[1]) empfiehlt jungen Leuten, mit jungen Mädchen reine ungemischte Freundschaft zu halten. Diese Sentenz habe ihn schon vor Vielerlei bewahrt.

Das Verlangen nach dem Vergnügen der Sinne und derjenigen Liebe, welche nach der göttlichen Anordnung beide Geschlechter für einander fühlen, sei in gewissen Schranken, behauptet Gellert, unschuldig. Dieses natürliche Verlangen müsse nur von der Vernunft in Grenzen gehalten werden.

Die Ansichten über die Ehe verraten gerade nicht, dass der Rationalismus das Glück geschaffen hat. Bürger[2]) gibt Boie den Rat, das Heiraten doch unterbleiben zu lassen, wenn es anginge. „Die Ehe — und wenn's auch die köstlichste mit ihr ist — ist Mühe und Arbeit". Es ist charakteristisch für diesen jungen Bürger, dass er den Freund vor einer Geldheirat warnt. Ungerechtfertigt sind Bürgers boshafte Bemerkungen über die, die eine Ehe schliessen. Er hat seine Schadenfreude daran, wenn er „das wonne- und hoffnungstrunkene Völklein um den bunten, gleissenden, verschlossenen Tempel Hymens herumtaumeln und nach der Eröffnung der Pforten seufzen höre." Selbst angeführt rufen sie, die bereits im Tempel sind, den draussen Stehenden nichts zu über Wol und Wehe. Sie sehen es gerne, dass andere auch mit ihnen angeführt werden und denken: „Abraham zwing dich, ich habe mich auch bezwungen". Es liegt allerdings viel Scherz in dem Briefwechsel Bürgers mit seinen Freunden, aber auch viel Ernst, wenn er z. B. nach seiner ersten Verlobung davon redet, er habe sich „verplempert", die Schuld der Natur bezahlt, indem er sich bis zum Heiraten verliebt habe. In seiner „Beichte" hat Bürger das „Verplempern" bestätigt.

Grosses Gewicht wird darauf gelegt, dass die Mutter ihr Kind selbst nährt. Die Gottschedin betont es bei jeder Gelegenheit als die Pflicht jeder rechtschaffenen Mutter. Bürger[3]) macht es seiner dritten Gattin, dem Schwabenmädchen, zum bitteren Vorwurfe, dass sie ihrer unerhörten Eitelkeit zu Liebe ihr Kind nicht lange genug genährt habe.

1) Bürgers Briefwechsel, IV, 28 cf. I, 249; 2) ib., I, 374. 3) ib., IV, 222 ff.

Wie die Ehe diesem Kreise ein Schreckgespenst ist, so muss auch das Verhältnis des Mannes zur Frau wenig Erquickliches an sich gehabt haben. Das Ehebett ist langweilig und kalt und träge. Goeckingk beklagt sich darüber, dass seine Amalie in zehn Jahren um zwanzig gealtert sei und so hager, dass man sie mit einem Licht durchleuchten könne. Seit Jahren hätte er sie nicht lächeln gesehen. Sie habe ihn dahin gebracht, dass er allen Umgang, zumal allen weiblichen, ganz aufgegeben habe. In seiner traurigen Lage wäre sein Vielbeschäftigtsein ein Glück zu nennen, sodass er über seinen Zustand nicht lange nachdenken könne.

Eine glückliche Ehe scheint Frau Gottsched geführt zu haben. Nach ihrer Ansicht sind die Männer dazu geschaffen, das lebhafteste Vergnügen und bittersten Gram zu veranlassen. Dazu müssten die Männer gerade so sein, wie sie wären. Was bliebe den Frauen übrig, als sich aufzuopfern, wenn die Männer sie an Redlichkeit und Treue überträfen?

Elise Hahn, Bürgers dritte Gattin, sieht das Ideal eines Gatten in einem Mann, der voll Biedersinn wäre, liebevoll und treu, der Kopf hätte und sie als Gattin zur glücklichsten Frau machen könnte. Dass Bürger bedeutend älter als sie selbst sei, schätze sie; es wäre immer ihr Wunsch gewesen einen älteren Gatten zu bekommen. So wenig diese Worte wol auf voller Wahrheit beruhen, so wenig glauben wir es Bürger, dass ein Weib ohne sonderliche Schwierigkeit ihn zum Sklaven machen könnte, wenn es die Kunst zu herrschen verstünde. Überhaupt ist es sehr schwierig, sich davor zu bewahren, allzuviel aus dem bewegten Liebesleben Bürgers auf die Zeitseele zu schliessen. Es würde eine Untersuchung für sich beanspruchen, u. a. festzustellen, wie das Urteil der Zeitgenossen über Bürgers Doppelehe lautete u. s. w. — Über seine Ehe mit Elise Hahn und über ihre Abenteuer braucht an dieser Stelle wol nicht berichtet zu werden, da die Göttinger Szenen genügend bekannt sind.

Von dem Frauenschönheit verehrenden jungen Klopstock wissen wir aus Metas Geschichte, die sie Gisekes

widmet,[1]) dass der Sänger des Messias erklärt habe, die ernsthafte Liebe zu hassen, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären. Eine Frühlingliebe wäre recht nach seinem Geschmack. Nämlich eine, die, wenn's hoch käme, einen ganzen Frühling dauere. Man könnte sich auch sonst wol sechsmal in einem Frühling verlieben. — Klopstock hat das fast wörtlich ausgeführt. Seine Liebe zu Fanny hindert ihn nicht, die zur Verlobung führende Bekanntschaft mit Meta zu schliessen. Wenige Tage nach der Bekanntschaft gesteht er wieder Fanny in feurigsten Worten seine Liebe. Erst als er völlig von dieser verabschiedet ist, nimmt sein Verhältnis zu Meta einen ernsteren Charakter an.

Erwähnt sei schliesslich noch der Ehevertrag[2]) zwischen Th. Heyne, Theresens Vater, und Forster vom 4. September 1785. Danach erhält Therese von ihrem Vater eine Ausstattung im Werte von 500 Thalern und einen Brautschatz in derselben Höhe, der aber nicht bar auszuzahlen, sondern mit 5 Prozent zu verzinsen sei. Im Falle des früheren Todes Theresens erhalte Forster die Ausstattung, bei dem Vorhandensein von Kindern würden Ausstattung und Brautschatz diesen zufallen. Stürbe Forster zuerst, so bekomme Therese ihr ganzes Vermögen zurück. Forster würde verpflichtet, seiner Gattin ein annähernd gleiches Wittum zu schaffen.

Damit die Sache des Humors nicht völlig entbehre, berichte ich auch noch von einer Art Ausstattungversicherung. Wir wissen durch Frau Gottsched[3]) davon, die als Braut dem Verlobten darüber berichtet. Ein „Heiratskollegium" war in Pommern geplant, das aus 1000 Personen bestehen sollte. Der Zweck der Gesellschaft: jedem Mitgliede vier Wochen nach seiner Verheiratung 1000 Taler aus dem Fond zu zahlen, der durch alle möglichen Beiträge gesammelt werden sollte.

Von Interesse mag eine kleine Tabelle sein, welche das Alter einiger Zeitgenossen angibt, in dem sie heirateten.[4])

---

1) O. Heine, Meta Klopstocks Bericht über ihre Verlobung, Sonntags-Beilage Nr. 42 zur Voss'schen Zeitung Nr. 487, Jahrgang 1904.

2) Geiger, Th. Huber, S. 44.

3) Briefe der Gottschedin, I, 46 ff.

4) Die Nachrichten aus Bürgers Kreis entnehme ich dem Namen — Register zu Bürgers Briefwechsel.

Christian Gottlob Heyne (1729—1812) heiratet 1760 Therese Weiss (1730—1775), das Verhältnis des Alters also 31 : 30. Seine zweite Frau, Georgine Brandes (1752—1834), heiratet er 1777, also 48 : 25.

Therese Heyne (1764—1829) heiratet 1785 Forster (1754—1794), also 21 : 31, zum zweiten Male L. F. Huber, nachdem ihr erster Gatte, dem sie entflohen, gestorben ist.

Bürger (1747—1794) verheiratet sich mit Dorothea Marianne Leonhart (1756—1784) 1774, also 27 : 18;

mit Auguste Marie Wilhelmine Eva Leonhart, seiner Molly (1758—1786) 1785, also 38 : 27;

mit Elise Hahn (1769—1833) 1790, also 43 : 21.

Wieland heiratet 1765, also mit 32 Jahren, Klopstock 1754, als Dreissigjähriger, Lessing 1776, mit 47 Jahren, Herder 1773, 29 jährig.

J. H. Voss, geb. 1751, heiratet 1777 die 1756 geborene Ernestine Boie, 26 : 21.

J. H. Elderhorst, geb. 1749, heiratet 1778 Anna Leonhart, 1755 geb., 29 : 23.

Philippine Gatterer vermählt sich 1780, mit 24 Jahren. Bürgers Schwester Friederike, geb. 1751, heiratet als 17jährige. Noch jünger ist Elise von Medem, 1756 geboren, heiratet sie 1771 mit 15 Jahren. Ihre Ehe mit Herrn von der Recke wurde nach wenigen Jahren geschieden. Ehescheidungen sind dem 18. Jahrhundert ebenso wenig unbekannt wie dem unsrigen.

Auffallend zahlreich sind die Fälle doppelter Verheiratung. So vermählt sich Marianne Ehrmann, 1753 geb., zum ersten Male 1775 als 22jährige. Später zum zweiten Male. Auch Klopstock geht 1791 mit 67 Jahren eine zweite Ehe ein: er heiratet die Nichte seiner ersten Frau, Johanna von Winthem, geb. Dimpfel.

Nicht selten ist der Fall, dass der hinterbliebene Gatte die Schwester seiner verstorbenen Frau heiratet. Von Bürger ist es bereits erwähnt. Goeckingk, 1748 geboren, vermählt sich in erster Ehe 1775, also 27 jährig, mit Sophie Vopel; nach ihrem Tode mit ihrer Schwester Amalie. Das Gleiche ist der Fall bei Cäcilie Elisabet Antoinette Schädeln, die in erster Ehe mit einem Dr. med. B. J. Strecker verheiratet

ist und nach dessen Tode wie dem ihrer Schwester die Gemahlin ihres Schwagers J. C. Leonhart wird.

Wielands Jugendgeliebte, Sophie Gutermann, geboren 1730, heiratet Max von la Roche mit 24 Jahren.

Ein Herr v. Hardenberg heiratet ebenfalls als 24jähriger. Wilhelmine Strecker dagegen ist bereits 30 Jahre alt, als sie sich vermählt. Tesdorph, 1749 geboren, heiratet mit 32 Jahren. G. F. Martens erwählt sich mit 33 Jahren die Witwe M. Philippine Born zur Gemahlin.

Diese kurze Tabelle gewährt immerhin einen gewissen Überblick über das Alter, in dem die Ehen geschlossen wurden. Es erweckt den Eindruck, als ob das Alter des Mannes im Allgemeinen niedriger gewesen sei als heute, das Alter der Frau vielleicht etwas höher, wenngleich Ausnahmen nicht gerade selten sind. Der Altersunterschied zwischen der Frau und dem Manne ist meist nicht allzu erheblich, etwa 5—8 Jahre.[1])

1) Näheren Aufschluss über „das Verhältnis der jährlich Getrauten zur Zahl der Einwohner" im 18. Jahrhundert finden wir in dem Werke des Berliner Probstes Joh. Peter Süssmilch: „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" usw. Berlin 1765. 3. Aufl. 1, 118—157. Wenngleich die Aufstellungen dort keinesfalls den Anforderungen moderner Statistik entsprechen können, so wird ein Vergleich des Verhältnisses der jährlich Getrauten zur Einwohnerzahl Preussens im XVIII. Jahrhundert mit dem zwanzigsten immerhin lehrreich sein. Süssmilch stellt fest, dass im Königreich Preussen das Verhältnis der Ehen zur Zahl der Einwohner folgendes war: um das Jahr 1695 wie 1 : 93, 1700 wie 1 : 86, 1720 wie 1 : 100, 1750 wie 1 : 96. Im Herzogtum Magdeburg wurde um 1700 eine Ehe unter 85 Personen, 1752—55 unter 128 geschlossen. An Hand weiterer Beispiele beweist der Berliner Probst, „dass vor und im Anfange dieses Jahrhunderts mehrere geheiratet als nachher, ausser in Pommern und Preussen, wo eine ziemliche Gleichheit geblieben. In der Kurmarck Brandenburg war noch im Anfange, bis 1712, unter 38 bis 41 Personen eine Heiratende, zuletzt nicht unter 50 Eine. Im Herzogtum Magdeburg und Fürstentum Halberstadt hat sich das Heiraten am meisten vermindert, und statt 42 bis 45 ist nachher und zuletzt nur unter 55 bis 60 ein Heiratender gewesen."

Wenn wir diesen Ausführungen Süssmilchs die genauen statistischen Zahlen des XX. Jahrhunderts, die ich dem königl. preuss. statistischen Landesamt zu Berlin verdanke, gegenüberstellen, so werden die neuen Zahlen verwunderlich reden. Denn die Zahl der geschlossenen Ehen betrug in Preussen 1902, 1903 und 1904 je 8 auf 1000 der Bevölkerung. Wir erhalten also fast dieselben Zahlen, die Süssmilch für die Jahre 1752—55, 1 : 128, festgestellt hat, denn 1902—04 war das Verhältnis 1 : 125. — Das durchschnittliche Alter der Heiratenden in Preussen betrug 1901 und 1902 für die Männer 28,9, für die Frauen 25,7 Jahre; seit 1876—80 hat es sich um 0,7 Jahre für den Mann und um 1,4 Jahre für die Frau verringert.

Capitel 4.

Charakterisierende Züge aus dem Liebesleben Lessings, Klopstocks, Bürgers u. a.

Der Ton im Verkehr mit der Geliebten ist charakteristisch für das Gefühlsleben einer Zeit. Leidenschaftlosigkeit kennzeichnet den Briefwechsel Lessings mit Eva König, seiner Freundin, dann Braut und Gattin. Eingeleitet werden Lessings Briefe fast ausnahmslos mit der Entschuldigung, seit langer Zeit nicht geschrieben zu haben. Ebenso typisch ist das Erkundigen nach dem Befinden der Frau König und ihrer Kinder. Der erste Brief an Frau König vom 10. Juni 1770 beginnt mit kurzem Dank für übersandtes Hamburger Rauchfleisch mit Spargeln. Er schliesst: „Leben Sie recht wol, meine liebe Freundin, und bedenken Sie fein, dass der Mensch nicht bloss von geräuchertem Fleisch und Spargel, sondern, was mehr ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebt. Dero ergebenster Lessing".

Ein für Lessing ungewöhnlich leidenschaftlicher Ton findet sich im Briefe vom 29. September 1771, wol dem ersten nach dem Besuche in Hamburg, wo die Verlobung Statt gehabt hat. Den ersten freien Augenblick benutzt er, um sich „ganz dem Vergnügen" hinzugeben, sich mit ihr zu unterhalten. „An Sie gedacht habe ich stündlich, und Sie würden mich auf das Äusserste betrüben, wenn Sie daran zweifeln wollten. — — Leben Sie jetzt recht wol! Ich umarme und küsse sie tausendmal, meine liebste beste, einzige Freundin! Lessing."

Ihr „gütiges Anerbieten", ihm „auf gute Art Geld zu überschicken" lehnt er mit herzlichen Dank ab. Er kann davon keinen Gebrauch machen.

Die Vermählungfeierlichkeiten wünscht Lessing nach Möglichkeit zu übergehen. Er möchte keine grosse Gesellschaft zu Zeugen ihrer Verheiratung haben, denn er habe sich noch nicht einmal einen neuen Rock machen lassen. Am 6. Oktober 1776 will er eintreffen, um sich am 7. „in

aller Geschwindigkeit“ trauen zu lassen, „sollte es auch im Hause des Predigers sein, ohne alle die Gäste abzuwarten, die Herr Schuback gebeten. Aber dieses müsste so lange unter uns bleiben, damit es das völlige Ansehen eines Impromptu hätte“. Redlich[1]) bemerkt hierzu, dass Claudius mit seiner Rebekka sich so hatte trauen lassen. Nach geschehener Verbindung will Lessing sich so kurz als möglich aufhalten. Falls seine dann angetraute Gattin noch bleiben wolle und könne, so würde er allein vorausfahren und ihr bis Celle wieder entgegenkommen. So würde es das Beste sein, weil es sonst mit ihrem Empfange in Wolfenbüttel „ein Wenig konfus hergehen möchte“.

Wie tief aber die Frau sein Herz beglückte, verraten die Briefe an seinen Bruder Karl, dem er versichert, dass er sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten habe, mit welcher er sich zu leben getraute. Daraus könne er erfahren, dass Eva alles habe, was er an einer Frau suche.

Einen Monat später muss er dem Bruder schon berichten, dass er Gefahr lief, seine Frau zu verlieren, „welcher Verlust mir den Rest meines Lebens sehr verbittert hätte“. — Eva stirbt. Ergreifend ist die Nachricht, die er dem Bruder sendet, ergreifender noch die an Eschenburg: „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dass mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und ich bin ganz leicht.“ — Nach der Bestattung: „Gestern Morgen ist mir der Rest von meiner Frau vollends aus dem Gesicht gekommen. Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gerne wollte ich es tun! Aber das geht nicht, und ich muss nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu wandeln“. Im „Nathan“ hat Lessing der geliebten Frau ein Denkmal gesetzt (IV. Aufzug, 7. Scene).

Schwärmerische Leidenschaft ist Lessing nicht eigen. Wol aber kennt er ihre Wirkung auf alle übrigen Empfindungen und Handlungen des Menschen. Bereits Blankenburg rühmt dieses an der „Emilia Galotti“ und der „Minna

1) Lessings Werke (Hempel), XX, 1, 369.

von Barnhelm". Er hatte die Sentimentalität seines Zeitalters überwunden, als der „Werther" geschrieben wurde. Ein solch „warmes Produkt"[1]) könne mehr Unheil als Gutes stiften. Goethe müsse noch ein Kapitelchen zum Schluss, und je „cynischer je besser" anfügen. Der rationalistische Kopf verlangt „Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren hat. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, dass der gut sein müsse, der äussere Teilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unsres Jerusalems Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müsste ich ihn fast verachten. Glauben Sie wol, dass je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiss nicht. Die wussten sich vor Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates' Zeiten würde man eine solche *ἐξ ἔρωτος κατοχή*, welche *τι τολμᾶν παρὰ φύσιν* anstrebt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingrosse, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiss."

Es ist eine gewaltige Kluft, die das Herz Klopstocks von Lessing trennt. Meta weiss wol, dass sorgfältiger Putz ein Mädchen vorteilhaft kleiden kann. Doch von dem Verfasser des „Messias" nimmt sie nicht an, dass er darauf sehe. Meta irrt sich sehr. Klopstock bemerkt sofort ihre Kleidung, dass sie ihre „Trauer mehr erleichtert" hatte, „als sie eigentlich gesollt hätte." Bei Tisch kommt das Gespräch auf Regenkleider. Meta versäumt die Gelegenheit nicht, wie sie an Gisekes berichtet, „itzt eins bringen zu lassen und es umzutun, auf dass sie die Mode sehen könnten. Ein Nebenumstand ist sonst auch, dass es mir sehr gut steht. Dieser Nebenumstand tat auch die sehr gute Wirkung auf Klopstock, dass er hinflog und mich mit vielem Feuer küsste." Das Küssen spielt zwischen beiden über-

1) Lessings Werke XX, 1 S. 587.

haupt eine grosse Rolle. Nachdem Klopstock eine seiner Elegien verlesen hatte, fragt er, ob er keinen Kuss verdient habe. Meta versichert, keinen Mann zu küssen. Doch innerlich sagt sie bei sich: „warum küsst der Affe dich denn nicht. Du kannst ihm den Kuss ja nicht geben.“ Klopstock bittet sie, doch mit ihm zu reisen. Meta erwidert, dass sie es wohl möchte. Darauf Klopstock: „Aber Sie würden zu sehr frieren.“ „Wenn ich Ihr Feuer bei mir hätte, wol nicht,“ erwidert Meta. Klopstock: „Ach Sie haben genug eigenes Feuer“ und küsst Meta „mit nicht weniger Feuer.“ — Der Verfasser des „Messias“ sieht in Metas Augen „so süss und so bis zur Vollkommenheit schön“ aus. — Wieviel Klopstock durch ihren Tod verliert, verkündet er in der Vorrede zu Metas hinterlassenen Schriften: „Wie völlig ausgebildet war ihr Geschmack und von welcher lebhaften Feinheit ihre Empfindung. Sie bemerkte alles sogleich, bis auf die kleinste Wendung des Gedankens. Ich durfte sie nur dabei ansehen, so konnte ich jede Silbe, die ihr gefiel oder missfiel, in ihrem Gesichte entdecken. Und wenn ich sie zum Erweise ihrer Anmerkungen veranlasste, so konnte kein Erweis wahrer und aufrichtiger sein, als der ihre. Doch wir machten dies gewöhnlich sehr kurz. Denn wir verstanden einander, wenn wir kaum angefangen hatten, uns zu erklären.“

Die Beschreibung Biesters von seiner Doris erinnert lebhaft an jene, welche Werther seinem Freund von Lotten gibt: „Bürger, Du solltest meine Doris sehen, Du würdest sicherlich erstaunen: soviel Verstand bei soviel Herz musst du noch nicht gefunden haben. Phantasie und Genie zusammen mit Sanftmut, Frömmigkeit und Bescheidenheit! Aber den dummen, gelogenen, gekünstelten Weltton hat sie gar nicht; sie folgt immer geradezu den Eingebungen ihres Genies und ihres Herzens,“ — u. s. w.

Bürgers Schmerz beim Tode seiner Gattinnen ist tief, besonders als seine Molly verschieden ist. Die Liebe zu ihr ist nicht blos der ganze und alleinige Inhalt seines Herzens, sondern scheint gleichsam sein Herz selbst zu sein.

Dichtung und Wahrheit dürften den Beweis erbracht haben, dass die Jahre 1747—1774 eine Wandlung im Gefühlleben bedeuten. Der Vergleich zwischen Kunst und Leben hat ferner darlegen sollen, dass ein Folgern aus der Romanlitteratur jener Jahrzehnte auf das Liebesleben gerechtfertigt ist. Denn was die Namen Gellert, Klopstock und der junge Goethe als Entwickelungstufen dem Litterarhistoriker bedeuten, das sind sie auch dem, der jene Epoche auf die Entwickelung ihres Gefühllebens hin betrachtet.

Die Untersuchung war ferner von dem Bestreben erfüllt, eine Vorarbeit zu einer allgemeinen Geschichte der Liebe zu sein. Es sollte den vielen aesthetisierenden Schriften über dieses problematische Gebiet eine quellenmässig historisch bearbeitete zur Seite 'gestellt werden. Und der Gedanke, dass Liebe und Ehe wie alles Werdende das Produkt vieler und gleichzeitig wirkender Ursachen sind, war hierbei führend und bewahrte ein noch so wenig bebautes Feld historischer Forschung vor zerpflückender Beschreibung.

Ende.

Inhaltangabe.